











magazIn

A photograph of a white bowl filled with spaghetti. A blue pen and a silver fork are resting on the spaghetti. The background is a light blue gradient.

Sommersemester 08

*** Mobile Akademiker * China - Aufbruch gen Osten * Über Männer und Frauen * Weitgereiste Lehrerinnen in NRW * Frauenköpfe in der Männerwelt - kritische Ingenieurinnen * Einsichtige Politikerinnen * Redeprobe im SCC * Red Dot Design Award * Mädchenabitur in Wuppertal * Simone de Beauvoir * Taschengeld vs. Kinderbetreuung? * Gerechtes Geld * Väterzeit-Fotoausstellung ***

		4 Wege und Umwege – Mobilität oder Sesshaftigkeit?		
		8 Rom oder China? – Portrait einer Aufgebrochenen		
		10 Auslandserfahrungen in China – Portrait		
		13 Ausbildung – Portrait einer Unierfahrener		
		14 Venus oder Mars – Über Männer und Frauen		
				18 LehrerInnen – Statistisch gesehen
			26 IngenieurInnen – Kritisch betrachtet	
		31 Gleichstellungserfolge belohnt – Preisgeld		
		32 Frauen und Politik? – Einsicht und Aufbruch		
		34 Das Junge Kolleg – Neues und Gutes		
		37 Die Verteidigung proben – SCC-Seminar		
		38 Red Dot Design Award – Gleich zweimal		
		42 Mädchenabitur in Wuppertal – Erzählte Geschichte		
		44 Geschichte erleben – Routen und Termine		
		47 Simone de Beauvoir – Erinnerung		
		48 Geld – Neue Ordnung in der Bezahlung		
		50 Taschengeld – Für Mütter und Kinder		
		54 Kinderfreizeittermine 2008		
		56 Fotografierte Väter – Ausstellungstip		

Impressum

Redaktion: Dr. Christel Hornstein,
Gabriele Hillebrand-Knopff
verantwortlich i.S.d.P.:
Gabriele Hillebrand-Knopff
Anschrift:
Bergische Universität Wuppertal
Die Gleichstellungsbeauftragte
Gaußstraße 20 42097 Wuppertal
Tel. 02 02.439 2308
Fax 02 02.439 3317
www.frauen.uni-wuppertal.de
e-mail: frauen@uni-wuppertal.de
Gestaltung: Julia Meer FBF
Druck: Hitzegrad, Wuppertal
Auflage: 1500 Stück

Editorial

Mit der Neuwahl der Gleichstellungsbeauftragten am 3. April 2008 hat die Bergische Universität einen der letzten Wahlschritte abgeschlossen, die mit Inkrafttreten des Hochschulfreiheitsgesetzes NRW erforderlich geworden waren.

Das 16köpfige Wahlfrauengremium wählte [Dr. Christel Hornstein](#) als zentrale Gleichstellungsbeauftragte einstimmig für vier Jahre wieder, ebenso [Gabriele Hillebrand-Knopff](#) als Stellvertreterin und [Tina Schulz](#) als studentische Ansprechpartnerin.

Als neu zusammengesetztes Team präsentieren wir Ihnen heute die Sommersemesterausgabe 2008 des magazIns, wünschen Ihnen viel Spaß beim Lesen und uns eine gute Zusammenarbeit mit allen Mitgliedern dieser Hochschule.

[Dr. Christel Hornstein](#) (Mitte)

[Gabriele Hillebrand-Knopff](#) (links)

[Tina Schulz](#) (rechts)





Wege und Umwege.

Soziologisches Forschen zwischen Theorieentwicklung und Politikberatung

Am Beginn einer jeden akademischen Karriere steht die Wahl der Studienfächer. Dabei geht es einerseits um Neigungen, andererseits aber auch um Kalküle bezüglich der Verwertbarkeit dessen, was man da studiert. In der Schule hatte ich sozialwissenschaftliche Fächer immer gerne gewählt, weil mich die Inhalte und die damit verbundenen Diskussionen interessierten. Aber würde man damit später auch einen guten Job bekommen können? Das schien mir doch etwas unsicher, und daher wählte ich Fächer, die etwas mehr Erdung hinsichtlich ihrer Verwertbarkeit aufwiesen. So war Kunst als Lehramtsfach immer gesucht, und mit Deutschkursen beispielsweise für Aussiedler, so hatte mir ein Bekannter nahe gelegt, kann man immer etwas Geld verdienen. So begann ich, an der Universität Essen Deutsch und Kunstpädagogik für das Lehramt zu studieren. Eine akademische Karriere war damals nicht geplant. Das eine Fach hatte neben der potentiellen Verwertbarkeit vor allem die intensive Beschäftigung mit Sprache zum Inhalt, das andere schulte den Blick, genauer hinzuschauen und gezielter zu interpretieren. Angezielt war ein Abschluss, der dann in den Schuldienst führen sollte.

Die Sozialwissenschaften gerieten dabei zunächst in den Hintergrund, bis ich im Rahmen des Essener Germanistik-Studiums auf Hans-Georg Soeffner stieß, der dort Kommunikationswissenschaft mit einem starken soziologischen Schwerpunkt unterrichtete. Hier kam ich erstmals mit Max Weber, Alfred Schütz, George Herbert Mead und den amerikanischen Pragmatisten, mit Peter L. Berger und Thomas Luckmann sowie mit den interpretativen Methoden der empirischen Sozialforschung in Kontakt. Die Themen und die Art ihrer empirischen Aufarbeitung faszinierten mich schnell, und als Hans-Georg Soeffner kurze Zeit später einen Ruf auf eine C4-Professur an der Fern-

universität Hagen erhielt, konnte ich an seinem Lehrstuhl als studentische Hilfskraft arbeiten. Diese Tätigkeit erwies sich als große Chance – aufgrund der Möglichkeit, Einblicke auf die Hinterbühne« der Wissenschaft zu bekommen. Wir »Hiwis« wurden nämlich durchaus einbezogen in den Forschungsalltag. Wir nahmen an den Theoriediskussionen ebenso teil wie an den langen Sitzungen, in denen gemeinsam empirische Daten interpretiert wurden. Das Verfahren beispielsweise, zu einem einzigen Satz aus einem kriminalistischen Vernehmungsprotokoll zahlreiche sinnhafte Lesarten zu entwickeln, hat mich damals total verblüfft. Hier war zu erfahren, dass interpretative Sozialforschung ganz viel mit Hermeneutik, mit der Kunstlehre des Verstehens zu tun hat, deren Grundzüge ich aus ganz anderer Richtung schon in meinem Germanistik-Studium kennen gelernt hatte. Das Verstehen einer sozialen Situation erfordert letztlich nicht weniger interpretatorische Sensibilität und auch Kreativität als eine Gedichtanalyse, auch wenn die Gütekriterien der Methode hier jeweils andere sind.

Der große Vorteil des Arbeitszusammenhangs an diesem Lehrstuhl lag darin, dass die Beschäftigung mit Theorien einerseits, die konkrete empirische Arbeit in vielen Drittmittelprojekten andererseits stets engstens verflochten blieben. Theorien wurden nie als Selbstzweck oder als abgehobene Gedankenarchitektur verstanden, sondern als Instrumente, die dabei helfen können, die soziale Welt besser zu verstehen. Dieses Theorieverständnis halte ich nach wie vor für zentral, und ich versuche es, den Studierenden in meinen Lehrveranstaltungen zu vermitteln.

Das sozialwissenschaftliche Studium, das ich zwischenzeitlich insbesondere bei Eckart Pankoke parallel zu meiner Hilfskrafttätigkeit aufgenommen hatte, drängte das

Interesse an Kunst und Germanistik deutlich in den Hintergrund. Also stellte sich mir die Frage, ob ich die entsprechenden Abschlüsse überhaupt machen sollte, wo doch jetzt eine weitere Forschungstätigkeit in der Soziologie zu meinem ersten Berufswunsch geworden war. Die Jobaussichten im Bereich des Lehramts waren zu dieser Zeit auch nicht gerade viel versprechend, so dass ich ernsthaft einen Ausstieg aus den anderen Fächern erwog. Ich entschied mich jedoch letzten Endes für den Abschluss, einfach, um mir die damit verbundenen Optionen offen zu halten, und ich habe diese Entscheidung später nie bereut, auch wenn sie zunächst viel Zeit gekostet hat. Eine akademische Karriere in Deutschland ist damals wie heute mit zahlreichen Unwägbarkeiten verbunden. Man hat zunächst immer wieder bestenfalls befristete Stellen, deren Anschlüsse ungewiss sind. Akademiker zählen über eine lange biografische Phase gewissermaßen auch zum ›Prekariat‹, weil Festanstellungen in der Regel sehr spät, mit dem Ruf auf eine Professur, erfolgen. In solchen Zeiten, beispielsweise in der Phase, als die Neuregelungen des Hochschulrahmengesetzes es unmöglich erscheinen ließen, aufgrund der 12-Jahres-Regel eine selbst erschrübene DFG-Drittmittel-Stelle anzutreten, in solchen Zeiten war die Möglichkeit, zur Not ins Lehramt zu wechseln, ausgesprochen beruhigend.

Ein Vorteil meines Lehramtsstudiums zeigt sich deutlich in meinen Veranstaltungen, in denen immer lebhaftere Diskussionen stattfinden – selbst montagmorgens um 8 Uhr. Aber auch inhaltlich habe ich von den studierten Fächern innerhalb meiner soziologischen Forschungstätigkeit profitiert. Aus den ›Irrwegen‹ eines zunächst fachfremden Studiums wurden die Schwerpunkte eines akademischen Profils, das beispielsweise im Bereich der Kultursoziologie entfaltet wurde: So konnte ich die Kenntnisse aus dem Kunststudium im Bereich der soziologischen Analyse von Kunst und Kunstbetrieb einbringen. Die Kenntnis bestimmter Grundelemente der Ästhetik erleichterte das Verständnis für den Distinktionswert symbolischer Formen. Aus der Germanistik heraus konnte ich mein Interesse für die Literatursoziologie sowie für die Analyse politischer Sprache und Kommunikation entwickeln, das später zu mehreren Publikationen führte. Scheinbare Umwege können also nicht nur pragmatisch sinnvoll, sondern auch wissenschaftlich anregend sein.

Die Perspektive anderer Fächer einerseits, die Schulung des soziologischen Blicks durch die interpretative Sozialforschung andererseits haben mich auch gelehrt, Phänomene ernst zu nehmen, die aus der Sicht der Mainstream-

Forschung randständig, ja gerade skurril erscheinen mussten. So bin ich auf die Thematik der Ehre zunächst durch literarische Texte gestoßen, die das Existentielle des Ehrverhaltens in früheren Gesellschaftsformationen in aller Härte spürbar machten. Von den mittelalterlichen Epen bis zu Texten von Schnitzler und Fontane wurde die Einsicht ›Ehre verloren, alles verloren‹ sinnlich erfahrbar gestaltet. Pierre Bourdieu wiederum hatte Ehrrituale bei nordafrikanischen Berberstämmen untersucht, die erstaunliche Parallelen etwa zum Mittelalter aufwiesen. Die quantitative Vermessungs-Soziologie wäre nun niemals auf die Idee gekommen, die archaischen oder exotischen Potentiale der Ehre irgendwie mit der Gegenwartsgesellschaft in Verbindung zu bringen. Je mehr ich jedoch auch bei den soziologischen Klassikern wie Weber und Simmel nachlas, um so mehr wurde mir klar, dass der Abgesang auf die Ehre, wie er von einigen Soziologen formuliert worden war, verfrüht erschien. Wenn man genauer hinschaute, wenn man die sozialen Akteure beim Wort nahm, wenn man einige Lebenswelten analysierte und die oft erbittert geführten öffentlichen Auseinandersetzungen um Ehrungen betrachtete, dann wurde deutlich: Ehre spielt auch in der Gegenwartsgesellschaft eine wichtige Rolle. Und so modern, wie viele Soziologen proklamierten, ist die moderne Gesellschaft gar nicht. Auch hier erwies sich der ›fremde Blick‹ von Außerhalb des soziologischen Mainstreams als nützlich, die ›Irrwege‹ des Studiums als hilfreich.

Die Ehre erwies sich als fruchtbares Promotionsthema, und von der Ehre war es wiederum kein weiter Weg zum ›Ehrenamt‹ – einem Phänomen, das in den aktuellen sozialpolitischen Diskussionen um Zivil- und Bürgergesellschaft noch immer eine zentrale Position innehat. Damit war später auch ein spannendes, sozial wie politisch relevantes Habilitationsthema gefunden.

Weitere meiner Forschungen zum Bereich der politischen Kommunikation und zur Wahlkampfführung haben

immer auch eine politikberatende Dimension entfaltet – sowohl für kommunalpolitische Akteure als auch für den Landtag Nordrhein-Westfalens. In diesen Bereich fällt auch eine empirische Stadt-Studie zum ›Geflecht aktiver Bürger‹ vor Ort, in der Kooperationsnetzwerke und neue Organisationsformen der Bürgergesellschaft untersucht wurden. Demnächst beabsichtige ich in Zusammenarbeit mit Wuppertaler Medizinern im Rahmen des An-Instituts ISOGAM anwendungsorientierte Forschung zur sozialen Dimension von Altersdemenz durchzuführen. Der Antrag soll, ebenso wie die umfangreiche aktualisierte Überarbeitung meines Lehrbuchs zur Literatursoziologie, in einem künftigen Forschungssemester bewerkstelligt werden.

Akademische Karrieren sind allerdings auch mit Kosten verbunden; zum Beispiel mit all jenen Kosten, die räumliche Mobilität mit sich bringt. So führte mich der Weg von der Fernuniversität Hagen zur Präsenzuniversität in Bayreuth und später nach Regensburg, um Unterrichtserfahrung zu sammeln. Und, obwohl dies einen Umzug lediglich innerhalb Deutschlands bedingte, brachte dies starke Gefühle von Einsamkeit und kultureller Fremdheit mit sich. Wenn man die Studierenden, denen man etwas beibringen möchte, teilweise aufgrund von starken dialektalen Einfärbungen nur eingeschränkt versteht, ist das durchaus irritierend.

Die vielen Jahre in einer Pendelbeziehung quer durch die Republik, die durch die geforderte räumliche Mobilität verursacht wurden, waren nicht immer erheiternd. Familiengründung und die konkrete Ausgestaltung des Familienlebens wollen gut überlegt sein. Es kann vorkommen, dass man beispielsweise in der Stillphase mit einem Säugling zum Vorstellungsvortrag fahren muss, und so manche wissenschaftliche Diskussion wurde beim Wickeln oder Füttern geführt. Die Erfahrung hat allerdings immer wieder gezeigt, dass es trotz mancher Hindernisse machbar ist, wenn man sich gut organisiert und auf die eine oder

andere Normalität des gesetzten Lebens verzichtet. Die Kooperativität des Ehepartners ist dabei von hohem Wert – eine Erkenntnis, die wohl alle Frauen mit Kindern auf hochkarätigen Jobs bestätigen können. Zumutungen sind damit allerdings vor allem für die Kinder verbunden, die unter Umständen drei oder vier verschiedene Kindergärten besuchen müssen. Es war auf jeden Fall keineswegs zufällig, dass ich zwei Wochen nach erfolgreicher Verhandlung und Rufannahme an die Bergische Universität schon den Kaufvertrag fürs eigene Haus unterschrieben hatte. Meine Sehnsucht nach Sesshaftigkeit und nach Einkehr einer gewissen Ruhe in den Lebensumständen war inzwischen wirklich sehr groß.

Hilfreich in der akademischen Karriere ist auf jeden Fall eine gute Vernetzung. Bei der Publikationspolitik darf man keine Angst vor großen Namen entwickeln. Und in der Lehre habe ich mir den Grundsatz zu Eigen gemacht, dass die Inhalte auch einen konkreten Bezug zu den späteren Tätigkeitsfeldern der Studierenden haben müssen. Wenn Seminare etwa um die Ansätze von Goffman oder Bourdieu kreisen, dann halte ich es für meine Pflicht, stets danach zu fragen, was die Studierenden daraus für ihre eigene Berufspraxis z. B. in einer Schulklasse oder in einem Unternehmen lernen können. Auch hier gilt das, was ich schon in den Drittmittelprojekten bei Hans-Georg Soeffner gelernt habe:

Theorien sind kein Selbstzweck, sondern Instrument zum besseren Verständnis der sozialen Realität.

☛ Prof. Dr. Ludgera Vogt, FB G

Viele Wege führen nach Rom –

meiner führt mich nach China

Auf dem Weg zu einer beruflichen Karriere habe ich bereits einige unterschiedliche Wege eingeschlagen. Aber wie sagt man so schön: Der Weg ist das Ziel und somit habe ich schon einige Ziele erreicht.

Mein Name ist Shirin Reinhard, Diplom-Sozialwissenschaftlerin, und ich war Ende letzten Jahres einige Monate im Gleichstellungsprojekt ›Wege in die Wissenschaft‹ – ein Qualifizierungsprogramm mit Genderprofil – tätig. Dort war ich u. a. für das Einwerben von Drittmitteln zuständig.

Auch über meine Tätigkeit hinaus blieb der gute Kontakt bestehen, und so kam es, dass ich gefragt wurde, ein Portrait zu schreiben, als ich von meinem nächsten geplanten ›Weg‹ erzählte.

Mein nächster Weg wird mich Ende Februar nach China führen. Im Rahmen eines Austauschprogramms des Sprachlehrinstituts der Bergischen Universität Wuppertal mit der Jiangnan Universität in Wuhan werde ich dort chinesischen Studierenden die deutsche Sprache lehren und sie gezielt auf die DSH (Deutsche Sprachprüfung für den Hochschulzugang) vorbereiten, damit sie anschließend ihr Studium an der Universität Wuppertal fortsetzen bzw. erfolgreich abschließen können. Dies wird in jedem Fall ein großes Abenteuer werden, von dem ich mir erhoffe, meinen beruflichen Horizont zu erweitern und natürlich jede Menge Erfahrungen wieder mit nach Hause zu nehmen.

Erfahrungen: ja, die konnte ich auch schon während meiner Studienzeit sammeln. Als studentische Hilfskraft bei Dr. Felizitas Sagebiel war ich mehrere Jahre in ein EU-Projekt (www.womeg.net) involviert, welches dem niedrigen Frauenanteil in technischen und ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen und Berufen auf den Grund ging. Die kooperative Arbeit mit den KollegInnen des deutschen Teams, aber auch mit den PartnerInnen aus den am Projekt teilnehmenden Ländern, die ich auf mehreren europaweit stattfindenden Meetings persönlich kennen lernen konnte, steigerte mein Interesse an internationaler Forschungstätigkeit. Meine Kenntnisse und mein Interesse an der Thematik der Gleichstellung im IngenieurInnenberuf führten dazu, dass ich darüber meine Diplomarbeit (›Geschlechtersegregation im Beruf. Soziologische und rechtliche Aspekte der Beschäftigung von Ingenieurinnen in Europa‹) schrieb und mein Studium somit am 29.08.2006 als Diplom-Sozialwissenschaftlerin erfolgreich abschloss.

Nach meinem Abschluss arbeitete ich zunächst in dem EU-Folgeprojekt ›PROMETEA‹ mit, welches den Fokus speziell auf Frauen in der ingenieurwissenschaftlichen Forschung legt (mehr zu diesem Projekt in dem Beitrag von Dr. Felizitas Sagebiel und Jennifer Dahmen in diesem Heft). Zeitgleich absolvierte ich ein Praktikum bei der Kronos Network GmbH, die in Kooperation mit der regionalen Agentur für Arbeit ein Programm zur Förderung von Langzeitarbeitslosen entwickelt hat. Durch intensives Job-Coaching werden die Teilnehmer und Teilnehmerinnen auf ihrem Weg in Arbeit begleitet. Dieses Praktikum zeigte mir eine weitere mögliche Perspektive für den beruflichen Werdegang als Sozialwissenschaftlerin.

Geplant war mein Studium nach dem Abitur im Jahr 1998 jedoch nicht. Da ich ein sehr naturverbundener Mensch bin, wollte ich zunächst gerne eine berufliche Zukunft anstreben, die mit Natur und Pflanzen zu tun hat. In Frage kamen also für mich entweder eine Ausbildung in diesem Bereich, also z. B. Floristin oder Gärtnerin oder ein Studium der Landschaftspflege/-planung o. ä. Um meine Entscheidung für mich selbst abzusichern, entschied ich mich, zunächst ein freiwilliges, ökologisches Jahr zu absolvieren. Dadurch verschlug es mich dann auch nach Wuppertal, denn ursprünglich bin ich ein ›echt kölsches Mädchen‹.

Ein Jahr im botanischen Garten auf der Hardt hatte mir zwar Spaß gemacht, jedoch wurde mir während dieser Zeit auch klar, dass meine berufliche Zukunft eher in eine andere Richtung gehen würde. Und so fing ich mit meinem Studium hier in Wuppertal an. Im Hauptstudium wählte ich den Schwerpunkt Politik und Verwaltung und erwarb im Jahr 2004 nach erfolgreicher Teilnahme an der XV. Europäischen Sommerakademie das Europa-Zertifikat.

Derzeit bin ich – bis zu meinem Aufbruch nach China – redaktionell tätig. Im Rahmen des 20-jährigen Jubiläums des Wuppertaler SeniorInnenstudiums fand im November letzten Jahres eine Jubiläumstagung statt, auf deren Basis Dr. Felizitas Sagebiel einen Tagungsband – erweitert um weitere thematisch passende Beiträge – veröffentlicht wird, dessen redaktionelle Bearbeitung in meinen Aufgabenbereich fällt.

Das SeniorInnenstudium – ja es spielte auf meinem Weg auch immer mal wieder eine Rolle; von der Zusammenstellung eines Veranstaltungsverzeichnisses und weiteren Tätigkeiten im Rahmen meiner Beschäftigung für das wissenschaftliche Sekretariat im Fachbereich Bildungs- und Sozialwissenschaften über die Mitarbeit an einer von der BAGWiWA in Auftrag gegebenen Studie bis hin zu einem gemeinsamen Beitrag mit Dr. Felizitas Sagebiel und Jennifer Dahmen für die Jahrestagung der DGWF (Deutsche Gesellschaft für wissenschaftliche Weiterbildung und Fernstudium e.V.) in Bern. Gerne unterstützte ich auch Gerlinde Karow, Vorsitzende des Vereins zur Förderung des Studiums im Alter e.V. (vfsa) bei ihren Tätigkeiten für den Verein und das SeniorInnenstudium. Dieser intergenerationelle Austausch war für mich persönlich eine große Bereicherung.

Aber nicht nur SeniorInnen, auch Jugendliche waren bereits Inhalt meiner (Forschungs-)Tätigkeiten. Die Mitarbeit in dem Projekt ›Handlungs- und Reflexionspotentiale von Jugendlichen als Indikatoren von Schulkarrieren an Hauptschulen‹ ermöglichte mir tiefere Einblicke in die Einflussfaktoren, die im Jugendalter als Sozialisationsinstanzen wirken. Dies sind neben den Eltern und der Schule die Peer Groups, deren Entstehung, Zusammensetzung und Einfluss ich ausgiebig erforschte.

Junge Erwachsene werden auch bei meinem nächsten Vorhaben eine wichtige Rolle spielen. Vorbereitet habe ich mich auf die Tätigkeit als Lehrkraft für Deutsch in China bereits frühzeitig, indem ich bei den vom Sprachlehrinstitut (SLI) angebotenen Deutschkursen für ausländische Studierende regelmäßig hospitiert und Unterrichtseinheiten übernommen habe. Der Kontakt mit Menschen aus den unterschiedlichsten Kulturkreisen war sehr bereichernd und steigert meine Vorfreude, die chinesische Mentalität und Lebensweise näher kennen zu lernen. Die chinesische Sprache habe ich bereits etwas kennen lernen können, weil ich einen, ebenfalls vom SLI angebotenen Chinesisch-Kurs besucht habe. Somit bin ich ausreichend auf meinen Aufenthalt vorbereitet und sage in diesem Sinne – zàijiàn!

✦ Shirin Reinhard

Das Beste am Fischen

ist nicht der Fisch selbst [Chinesisches Sprichwort]

Seit Mai 2007 bin ich im Akademischen Auslandsamt als ERASMUS-Hochschulkoordinatorin für die Durchführung des europäischen Mobilitätsprogrammes ERASMUS zuständig, welches Auslandsaufenthalte von Studierenden, Lehrenden und mittlerweile auch Personal der BUW ermöglicht. Des Weiteren berate ich deutsche Studierende bezüglich der Realisierung von Auslandsstudien und Auslandspraktika sowie Fördermöglichkeiten hierfür.



An der Universität Karlsruhe (TH) hatte ich zum Wintersemester 1999/2000 mein Studium der Physik begonnen. Mit dieser Entscheidung schlug ich alle Bedenken, ein solch schwieriges und überwiegend theoretisches Studium anzutreten, in den Wind und versetzte zudem meinen Physiklehrer in große Euphorie.

Bereits früh hatte ich mit dem Gedanken gespielt, aus der Idylle meiner badischen Heimatstadt zu entfliehen. Den tatsächlichen Schritt in die Fremde wagte ich dann während meines Studiums. Nach dem Vordiplom bewarb ich mich innerhalb des Baden-Württemberg Programms für ein Auslandsjahr in Massachusetts, Vereinigte Staaten, und konnte dadurch zehn Monate an der University of Massachusetts in Amherst verbringen. Das Glücksgefühl während der Fahrt im ›Peter Pan‹-Bus von Boston nach Amherst wurde nur beim Einfahren in den knapp 35 000 Einwohner großen Ort kurz gedämpft, als ich vergeblich auf ein ersichtliches Ortszentrum wartete. Nach meiner Ankunft in Amherst war ich jedoch schon bald der Ansicht, dass der Mensch keine größere ›Downtown‹ benötigt, als eine Main Street mit ca. zwanzig kleinen Geschäften bieten kann.

Zurückgekehrt aus den USA, wollte ich an meiner Heimatuniversität mit internationalen Studierenden in Kontakt treten und schloss mich daher dem Arbeitskreis ERASMUS an. Diese Studierendengruppe – ähnlich dem International Students Team (I.S.T.) hier in Wuppertal – organisierte Orientierungswochen für ausländische Studierende, half ihnen bei bürokratischen Schritten und gestaltete ein Semesterprogramm für sie, immer in enger Kooperation mit dem Akademischen Auslandsamt der Universität Karlsruhe.

Nachdem ich das Studium in Karlsruhe fortgesetzt hatte, war ich bald versucht, mich an einen zweiten, dieses Mal etwas exotischeren Auslandsaufenthalt zu wagen. Die Universität Karlsruhe hatte mit der Chinese University of Hong Kong (CUHK) eine neue Kooperation ins Leben gerufen. Nach Kontaktaufnahme mit einer Forschungsgruppe der CUHK im Bereich der Halbleitertechnologie hatte ich glücklicherweise nach einigen Monaten die Betreuungszusage eines Hong Konger sowie eines Karlsruher Professors für meine zwölfmonatige Diplomarbeit vorliegen.

Die Mehrzahl der Kurse sowie Forschungsprojekte an der CUHK liefen in englischer Sprache ab; es war jedoch abzusehen, dass außerhalb der Universität, wenn ich nicht ausschließlich mit britischen oder amerikanischen Expatriaten oder Touristen verkehren wollte, Englisch keine große Hilfe sein würde. Deshalb traf ich mich in Karlsruhe regelmäßig mit einer Austauschstudentin der CUHK, die gerade an der TH studierte, zum Deutsch-Kantonesischen Sprachtandem. Dieser Sprachtandem, den ich deutschen InteressentInnen an einem Auslandsstudium nur nahe legen kann, um die Sprachfähigkeit zu verbessern und dringende Fragen über das Gastland – die Wikipedia ausnahmsweise nicht beantworten kann – loszuwerden, verhalf mir bis zum Abflug zu Kantonesisch-Grundkenntnissen.

An der CUHK fand ich es zunächst schwierig, mich an die großen Mengen an Studierenden zu gewöhnen, die die Bibliotheken, die Kantinen, die Wohnheime und den gesamten, obwohl weitläufigen Campus, zu jeder Tageszeit sowie nachts bis etwa 22 Uhr frequentierten. Schwierigkeiten, chinesische KommilitonInnen kennen zu lernen, gab es nicht: in der Fakultät, in der ich für meine Diplomarbeit Experimente durchführte, war ich die einzige nicht-asiatische Person, das einzige ›gweimui‹ (= Geistermädchen), wie die Hong Konger zu sagen pflegen. Auch meine Mitbewohnerinnen im Universitätswohnheim waren allesamt aus Hong Kong oder Festlandchina. Sowohl in der Fakultät als auch im Wohnheim kümmerten sich die Studierenden reizend um mich, immer bemüht, mir neue Seiten Hong Kongs vorzustellen, beispielsweise den so genannten ›Wishing Tree‹: einen alten Baum, der berufliche oder private Wünsche erfüllen soll, die man auf ein Papier geschrieben, mit einem Faden an eine Orange gebunden hat, und die nur in Erfüllung gehen, wenn man die Orange samt Papier hoch genug wirft, so dass sie sich in den Ästen verfängt. Außerdem halfen mir meine KommilitonInnen bei Problemen in der kantonesischsprachigen Außenwelt weiter.

Und wenn es um den Einsatz der Kantonesisch-Grundkenntnisse ging, waren Schwierigkeiten vorprogrammiert. Bei neun verschiedenen Tonhöhen bzw. Tonänderungen, von denen überhaupt nur sechs für den westlichen Sprachanfänger zu unterscheiden sind, kommt es schnell zu Verwechslungen; aus einem harmlosen Wort kann leicht eine Beschimpfung werden. Aus diesem Grund ist z. B. die kantonesische Aussprache der Zahl neun für Laien bzw. ›gweimui's‹ und ›gweilo's‹ (= Geistermänner) riskant. Für Verwirrung sorgte auch der in Hong Kong übliche Präfix

›A-‹ zur Benennung von Freunden: beispielsweise wird der Student Fei von seinen KommilitonInnen A-Fei genannt. Und so stellte mir eine Studierende ihre Bekannte mit den Worten ›This is a man!‹ vor – natürlich war damit der Name A-Man gemeint.

Eine anfangs irritierende, jedoch insgesamt sehr lohnenswerte Erfahrung war es, in der Stadt auf den ersten Blick als Ausländerin identifiziert werden zu können. Das war insbesondere auf den New Territories der Fall, wo sich die Universität befand. Die zahlreichen Blicke, die man in der U-Bahn auf sich zog, beruhten freilich auf reiner Neugier und keineswegs auf Fremdenfeindlichkeit. Denn sobald ich mit meinen Mitbewohnerinnen oder Kommilitonen in der Bahn unterwegs war, wurden diese von fremden Mitfahrenden mit Fragen attackiert, woher ich sei und was ich in Hong Kong mache.

Nach Abschluss meiner Diplomarbeit Ende 2005 hatte sich die Prophezeiung meines einstigen Physiklehrers erfüllt. Allerdings war während des Jahrs in Hong Kong klar geworden, dass ich mir eine berufliche Tätigkeit im Bereich der Halbleitertechnologie, wie ursprünglich geplant, nicht mehr vorstellen konnte. Wenn ich mir schon den Kopf über etwas zerbrechen sollte, dann über Menschen und nicht über ionenimplantierte Siliziumschichten.

Durch die Tätigkeit in der Karlsruher Studierendengruppe sowie durch meine eigenen Erfahrungen als ausländische Studentin in den USA und in Hong Kong hatte ich die Möglichkeit, hinter die Kulissen der jeweiligen Akademischen Auslandsämter zu sehen, und deren Aufgaben

bereits sehr geschätzt. Deshalb bewarb ich mich auf ein Praktikum am International Office der Fachhochschule Köln zur Unterstützung der Arbeit der dortigen ERASMUS-Koordinatorin, welches ich Anfang 2006 auch erhielt. Aus dem Praktikum wurde eine befristete Projektstelle zur Koordinierung eines Projektes, welches einerseits die Erhöhung des Studienerfolges ausländischer Studierender durch ein Propädeutikum am Studienkolleg der FH Köln zum Ziel hatte. Andererseits wurden im Rahmen des Projektes Seminare zur Steigerung der interkulturellen Kompetenz deutscher und ausländischer Studierender angeboten. Nach Auslaufen des Projektes erhielt ich die Stelle im Akademischen Auslandsamt der Bergischen Universität.

Und so informiere und berate ich heute Studierende zum Thema Auslandsaufenthalt:

- Weil ich bislang von allen Rückkehrerinnen und Rückkehrern die Aussage erhalten habe, dass ein solcher Aufenthalt einen großen persönlichen Gewinn darstellt, auch wenn sich dadurch unter Umständen die Studiendauer verlängert;
- Weil ich der Meinung bin, dass die Funktion als eine Art Botschafterin oder Botschafter des Heimatlandes, die man im Ausland übernehmen kann/darf/muss nur bis zu einem gewissen Maße durch interkulturelle Seminare oder durch ›Internationalisation at home‹-Ansätze vermittelt werden kann;
- Weil ich der Ansicht bin, dass jede/r einmal an einem Ort gelebt haben sollte, an dem man sich zuerst fremd fühlte und dann lernt, sich auf die neuen Umstände einzustellen und sich dort einzuleben.

Meine Ausbildung


zur Kauffrau für Bürokommunikation an der Bergischen Universität Wuppertal

Was lange währt, wird endlich gut! Zum ersten Mal seit 1992 bildete die BUW wieder Kaufleute für Bürokommunikation aus, und ich war dabei! ☞ Meine Freude war riesig, als ich das Schreiben in Händen hielt, welches mir verkündete, dass ich einen Ausbildungsplatz an der Bergischen Universität Wuppertal ergattert hatte. Noch mehr freute ich mich allerdings, als ich an meinem ersten Tag bei der Begrüßung feststellte: Ich war nicht allein! ☞ Neben mir wurden noch Frau Claudia Arndt und Frau Sabine Frank für die kaufmännische Ausbildung ausgewählt. ☞ Doch die anfängliche Aufregung wurde schnell durch großes Staunen verdrängt, als ich nach und nach die Weiten der Universität entdeckte. Jeder Flur sah aus wie der andere, jede Treppe war wie die andere und wenn ich nicht aufpasste, verlief ich mich gnadenlos. »Da gewöhnt man sich schnell dran«, war zu dieser Zeit ein viel gehörter Satz. ☞ Mit Frau Baltes und Frau Linneken als unseren Ausbilderinnen hatten wir außerdem noch einen echten Glücksgriff gelandet. Diese beiden Frauen waren maßgeblich daran beteiligt, dass unsere Ausbildung, nach einer so langen ausbildungsfreien Zeit, so gut verlief. ☞ Sie sorgten dafür, dass wir Hausunterricht und Nachhilfe bekamen, wenn es nötig war, koordinierten und planten unsere Einsätze in den verschiedenen Bereichen der Universität und standen uns bei so ziemlich jeder Art von Problem zur Seite, ob schulisch, beruflich oder privat spielte dabei keine Rolle. ☞ An dieser Stelle möchte ich mich nochmals ganz herzlich dafür bedanken! ☞ Im Laufe der Ausbildung wurde ich, wie die anderen beiden auch, mal in Dezernaten und mal in Fachbereichen eingesetzt, selbst das Rektorat machte hier keine Ausnahme, und so habe ich in knapp drei Jahren fast jeden Winkel und jeden Campus kennen gelernt. ☞ Gleich in meinem ersten Ausbildungsjahr wurde ich sogar zur Jugend- und Auszubildendenvertreterin gewählt und konnte so auch noch eng mit

Frau Schiffgen und dem Personalrat zusammenarbeiten. Eine Erfahrung, die mir einiges in meiner Abschlussprüfung brachte. ☞ Besonders vor dem Ende der Ausbildung, der alles entscheidenden Abschlussprüfung, ging es noch mal heiß her. Nicht nur, weil natürlich jeder wollte, das wir bestanden, sondern auch, weil die Frage nach dem »danach« wie ein großes schwarzes Loch im Raum stand. ☞ Würden wir alle drei gut durch die Prüfungen kommen? Was kam nach der Ausbildung? Konnten wir alle noch wenigstens eine kleine Weile an der Uni bleiben, und wenn ja: wo? ☞ Und wieder mal war es Frau Baltes, die uns den Rettungsring in dieses Meer der Fragen und Unsicherheiten warf. Mit nicht unerheblicher Hilfe des Kanzlers gelang es, uns alle drei noch ein weiteres halbes Jahr an der Uni zu behalten und uns so bessere Chancen für unsere Zukunft zu ermöglichen. ☞ Und heute? ☞ Heute haben wir es alle drei geschafft und können auch weiterhin jedem hier zeigen, was wir gelernt haben, hören aber trotzdem selbst nie auf weiter zu lernen. ☞ Ich verschweige hier bewusst, wo es mir besonders gefiel und wo nicht, denn im Endeffekt kommt es im Nachhinein auf das große Ganze meiner Erfahrungen aus der Ausbildungszeit an. Ich habe sehr viel mehr gelernt, als bloß meinen Job zu machen und das ist, denke ich, mindestens genau so wichtig. ☞ Ich will auch nichts beschönigen, denn diese drei Ausbildungsjahre waren nicht immer eitel Sonnenschein oder ein Zuckerlecken, aber dank der vielen Menschen, die mich in dieser Zeit unterstützt haben, sind es drei besondere Jahre gewesen. ☞ Ich bin hier an der Universität nun beinahe schon »zu Hause«, habe interessante Menschen kennen gelernt und gute Freunde gefunden. Und wer weiß, vielleicht stehe auch ich eines Tages neuen Auszubildenden mit Rat und Tat zur Seite.

☞ Lisa M. Schreiner, Rektorat

ROMANTISCHE MÄNNER &



Frauen können nicht Einparken – und Männer nicht zuhören. Die Bücherregale in Buchhandlungen sind voll mit Büchern, die Plattitüden über den kleinen Unterschied, den sie zu einem großen aufbauschen, verbreiten. Das Fernsehen trägt durch Sendungen wie ›typisch Mann‹ diesem Trend Rechnung. Wenn man sich, wie ich, beruflich und wissenschaftlich mit Beziehungen befasst, wird man zwangsläufig mit der Frage konfrontiert, ob ›Frauen von der Venus und Männer vom Mars‹ sind, wie es in zahlreichen Büchern über Geschlechtsunterschiede im Beziehungskontext kolportiert wird. Die seriöse Antwort auf solche Fragen hat zunächst mit der Perspektive des Forschers zu tun. Je nach Blickwinkel kann man den Schwerpunkt auf Gemeinsamkeiten lenken oder eben auch auf Unterschiede, und das gilt generell für die Frage nach Geschlechtsunterschieden, nicht nur im Kontext von Beziehungen. Schon bei der Partnerwahl stellen wir fest, dass beide Geschlechter humorvolle, treue und verlässliche Partnerinnen und Partner wünschen. Neben solchen stabilen Gemeinsamkeiten in den Präferenzen existieren aber genauso stabile und vielfach replizierte Unterschiede. Männer achten – nicht nur in Deutschland, sondern weltweit – mehr auf das Aussehen ihrer Partnerinnen als Frauen das im Hinblick auf Männer tun. Umgekehrt legen Frauen bei der Partnerwahl mehr Wert auf Status und materiellen Wohlstand als Männer. Das ist auch genau das Muster, das ich vor einigen Jahren in einer systematischen Analyse von Heirats- und Bekanntschaftsanzeigen in Tageszeitungen beobachtet habe. Frauen haben Männer mit Status und Geld gesucht – und Männer haben sich mit eben diesen Merkmalen – sofern sie denn über sie verfügten – beschrieben.

Aber nicht nur bei den Merkmalen, die Mr. und Mrs. Right haben sollte, unterscheiden sich die Geschlechter. Sie haben auch partiell unterschiedliche Vorstellungen, wie denn eine gute Beziehung aussehen soll. Einer der Forschungsschwerpunkte meiner Abteilung liegt in der Analyse von Informationsverarbeitungsprozessen in und über Paarbeziehungen. Unter anderem beschäftigen wir uns mit der Frage, was in den Augen der Beteiligten eine gute Beziehung ausmacht. Die gute Nachricht vorweg: Im Großen und Ganzen stimmen Personen darin überein, was die Qualität einer Paarbeziehung ausmacht. Die Gefahr, auf jemanden zu stoßen, der oder die eine von einem Selbst völlig ab-

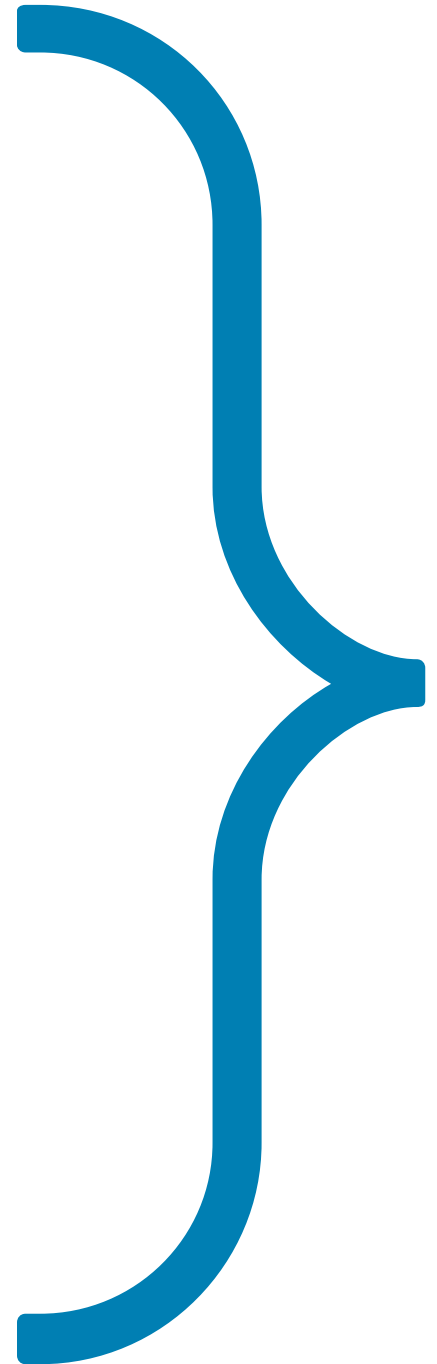
REALISTISCHE FRAUEN?


weichende Vorstellung über die ideale Beziehung hat, ist eher niedrig. Aber trotzdem – auch hier können wir systematische Unterschiede zwischen den Geschlechtern beobachten. Knapp auf das Wesentliche reduziert steht eine zufriedenstellende Beziehung auf vier Säulen: emotionale Nähe, Übereinstimmung, Unabhängigkeit und Sex. Emotionale Nähe und Übereinstimmung sind die wichtigsten Komponenten und Männern wie Frauen gleichermaßen wichtig. Unabhängigkeit aber ist Frauen wichtiger als Männern, und Sex (wen wundert's?) ist Männern wichtiger als Frauen. Dieses Muster haben wir inzwischen weltweit replizieren können. In so unterschiedlichen Ländern wie Brasilien, Spanien, der Türkei, Ungarn, Australien, Kanada (um nur einige zu nennen) können wir diese Unterschiede beobachten.

Die Verarbeitung von Beziehungsinformationen ist ein hoch komplexer Vorgang, gilt es doch, Dutzende von Informationen (Ist er treu? Unterstützt er mich, wenn ich ihn brauche? Hat er Humor? Haben wir gemeinsame Interessen? Kann er mir zuhören? usw.) zu gewichten und kognitiv zu integrieren. Vom Ergebnis dieses kognitiven Integrationsprozesses hängt es letztlich ab, wie zufrieden man mit der eigenen Beziehung ist und gegebenenfalls auch die Entscheidung, eine Beziehung zu beenden.

Was wir immer wieder feststellen, ist, dass Frauen beziehungsrelevante Informationen schneller und genauer verarbeiten – so als ob sie ganz spezifische, auf die Verarbeitung von Beziehungsinformationen spezialisierte kognitive Fähigkeiten besäßen. Wir können beispielsweise auf der Grundlage der Einschätzungen von Frauen viel besser vorhersagen, ob eine Beziehung Bestand haben wird als auf der Grundlage der Einschätzungen von Männern. Der Fall, dass ein Mann nach Hause kommt und überrascht seine Wohnung leer vorfindet, weil seine Frau inzwischen ausgezogen ist, scheint so unplausibel nicht zu sein. In der Forschung spricht man daher manchmal auch etwas salopp von Frauen als den besseren Barometern der Beziehungsentwicklung.

Aber wieso das alles? Wie kann man diese Unterschiede erklären? Eine naheliegende und daher vermutlich attraktive Erklärung liefert die Theorie der strukturellen Machtlosigkeit. Diese Theorie macht die ungleiche Verteilung von Lebenschancen für die beobachteten Geschlechtsunterschiede verant-





wortlich. Auch in hoch industrialisierten Gesellschaften wie den USA oder Deutschland, in denen Gleichberechtigung großgeschrieben wird, haben Frauen im Vergleich zu Männern immer noch einen schlechteren Zugang zu Bildung und höheren beruflichen Positionen. Frauen präferieren deswegen – so die Argumentation – bei der Partnerwahl Männer mit Status und materiellen Ressourcen, weil sie selbst auf Grund der gesellschaftlichen Bedingungen nur eine geringe Kontrolle über diese Ressourcen haben. Und wenn sie eine Beziehung eingegangen sind, haben sie auch meist mehr zu verlieren, wenn diese beendet wird. Eine pragmatische und realistische Sichtweise der eigenen Beziehung, die sich den ›Luxus, romantisch zu‹ sein, nicht leisten kann, ist somit durchaus naheliegend. Vielleicht drängen Frauen deswegen bei Problemen in der Beziehung mehr auf Konfliktlösung, wo hingegen Männer eher zur Konfliktvermeidung neigen und Diskussionen schnell beenden oder auf unsachliche Ebenen verlagern.

Dieser soziokulturellen Erklärung von Geschlechtsunterschieden in Beziehungskognitionen wird oft eine evolutionäre Erklärung gegenübergestellt. Dabei wird davon ausgegangen, dass die Konsequenzen der Paarbildung für Männer und Frauen prinzipiell unterschiedlich sind. Die menschliche Spezies investiert – wie die meisten Säugetiere – biologisch, zeitlich und energetisch hoch in ihre Nachkommen, wobei Frauen in jeder Hinsicht einen höheren Teil der Investitionen tragen müssen. Sie haben höhere minimale elterliche Investitionen als Männer, wie es der Evolutionsforscher Robert Trivers ausdrückt. Überall dort, wo hohe Kosten entstehen, wächst das Risiko von Fehlinvestitionen oder Betrug. Um diese Risiken zu minimieren, haben sich – so die Argumentation – im Laufe der Evolution geschlechtsspezifische Partnerwahl- und Informationsverarbeitungsstrategien entwickelt. Da eine Frau theoretisch bei jeder sexuellen Verbindung, die sie eingeht, riskiert, schwanger zu werden, während die Involviertheit des Mannes im gleichen Fall mit dem Vollzug des Sexualkontaktes bereits abgeschlossen sein kann, sollten Frauen schon bei der Partnerwahl auf andere Merkmale als Männer achten und solchen Männern den Vorzug geben, die Verlässlichkeit und die Bereitschaft, in die Partnerin und eventuelle Nachkommen langfristig zu investieren, demonstrieren. Später dann, in einer existierenden Beziehung, sollten sie die Qualität ihrer Beziehung und damit ihre Beziehungszufriedenheit dementsprechend an anderen Merkmalen als Männer festmachen.

Unterstützung erfährt diese evolutionäre Erklärung durch einen Befund, auf den wir in unserer Forschung zunächst eher beiläufig gestoßen sind. Frauen können bekanntermaßen nur an bestimmten Tagen schwanger werden. Bei Frauen mit einem regelmäßigen 28 Tage Zyklus liegt das fertile Fenster zwischen dem 8. und 14. Tag des Zyklus. Wir haben uns gefragt, ob Frauen in dieser Zeit, in der die Wahrscheinlichkeit einer Schwangerschaft hoch ist, besonders sorgfältig und gründlich auf ihre Beziehung achten. Sie tun es. In dieser Phase des Zyklus verarbeiten Frauen Beziehungsinformationen nicht nur schneller, sondern zugleich auch genauer als während der übrigen Zeit. Sie gewichten zudem Aspekte, die für eine zufrieden stellende Beziehung relevant sind, in dieser Zeit anders. Während Frauen in der nicht fertilen Phase Autonomie in einer Beziehung hoch einschätzen, Sex dagegen eher niedrig, ist es in der fertilen Phase genau umgekehrt. Unabhängigkeit wird jetzt plötzlich völlig irrelevant, Sex dagegen sehr bedeutsam. Evolutionspsychologisch betrachtet macht das Sinn. In einer Phase, in der Konsequenzen von Fehlentscheidungen besonders kostspielig sind, etwa wenn sie von einem Mann, der keine längerfristigen Beziehungsabsichten hat, schwanger wird, war und ist es auch heute für Frauen hoch adaptiv, Informationen über den Partner und die Beziehung besonders gründlich zu verarbeiten. Soziostrukturell lässt sich das Phänomen nicht erklären. An der gesellschaftlichen Benachteiligung von Frauen ändert sich regelmäßig im Verlauf eines Menstruationszyklus nichts. (Übrigens: Bei Frauen, die die Pille nehmen, tritt der Effekt erwartungsgemäß nicht auf). Welche hormonellen Veränderungen diesen Prozess auslösen, ist bislang unbekannt. Wir arbeiten momentan daran, diesen Mechanismus zu entschlüsseln.

Die für die meisten kontraintuitive Überschrift hat also durchaus einen wahren Kern. Ihren spezifischen Anforderungen entsprechend haben Frauen einen für die Verarbeitung von Beziehungsinformationen adaptiven Verarbeitungsstil entwickelt. Bei all den hier berichteten Unterschieden darf aber nicht übersehen werden, dass es auch einen großen, Männern und Frauen gewissermaßen wichtigen, gemeinsamen Kern von Beziehungskognitionen gibt. Männer und Frauen leben eben nicht auf Mars und Venus, wie es die populäre Beziehungsliteratur verkündet. Sie leben vielmehr auf demselben Planeten, wenn auch teilweise an unterschiedlichen Orten.

♣ Prof. Dr. Manfred Hassebrauck, Sozialpsychologie FB G

Katholisch, weiblich, weit gereist –

der aktuelle Bildungshintergrund
angehender LehrerInnen in NRW



Erste Daten und Einordnungen zu einem gerade erst begonnenen Forschungsprojekt

Sind Lehrer und Lehrerinnen Menschen wie du und ich oder verfügen sie über bestimmte Lebenswege und Erfahrungen, die sie in besonderer Weise prägen?

Solchen Fragen nachzugehen hat schon immer mein Interesse geweckt. Forschungen zu professionsbezogenen Fragestellungen schauen zumeist darauf, wie sich die Lehrerschaft rekrutiert und welche Aufstiegsmuster sich abzeichnen. *Lebensläufe* bilden meine Materialbasis,* sie liefern Daten, die bislang in der Lehrerverfahrforschung kaum berücksichtigt worden sind.

Lebensläufe enthalten persönliche Daten, den Geburtstag, den schulischen und studien-bezogenen Werdegang, sie geben Auskunft über Ausbildung und Berufstätigkeiten, Familiensituationen und Konfession, über Auslandsaufenthalte und vielleicht über Besonderheiten. Wer einen Lebenslauf verfasst, wählt aus den Daten des eigenen Lebens die Informationen aus, die aufzeigen, dass er oder sie sich für eine ausgeschriebene Stelle eignet. Gehen wir davon aus, dass von den gut 3 000 BewerberInnen, deren Bewerbungen vorliegen, sicher 2 800 in den Schuldienst in NRW einmünden, so können wir über diese Auswertung die Gruppe der aktuellen JunglehrerInnen anhand unterschiedlicher Kriterien recht gut beschreiben.

Die meisten der 3 000 Lehrkräfte (98,8%) können die deutsche Staatsbürgerschaft vorweisen, was einen Migrationshintergrund allerdings nicht ausschließt. Entsprechend ihres Alters sind drei von vier ReferendarInnen ledig, ein Viertel ist verheiratet, 8% haben Kinder und ebensoviel absolvierten – zumeist vor dem Studium – eine Ausbildung.

* Mir lagen die Sammelbewerbungen (www.sammelbewerbung.de) aller an Studienseminaren in NRW ausgebildeten ReferendarInnen vor, die in den Jahren 2005–2007 das 2. Staatsexamen absolviert haben und die nunmehr bereit sind, in den Schuldienst an Gymnasien und Gesamtschulen einzutreten oder dies bereits getan haben. Zu den Angaben aus den etwa 3000 Lebensläufen wurden Kategorien gebildet, die Daten kodiert und über SPSS berechnet.



1. LehrerInnen sind heute mehrheitlich Frauen. Ihr Anteil macht knapp zwei Drittel aus (62,8% Frauen und 37,2% Männer)

Ist das ein Tatbestand, der erstaunt? Nur ein paar Jahre zurück sahen die Befunde ganz anders aus (vgl. Kreienbaum 1995*): Zwei Drittel der Lehrpersonen an Gymnasien waren Männer, und das ist nicht mal ›eine Generation‹ in der Mannheimschen Definition her, sondern nur eine halbe Generation oder 15 Jahre später. Dass diese Quoten für lange Zeit Bestand hatten, stellten wir fest, als wir Kunzes Kalender (Philologen Jahrbuch) für das Schuljahr 1964/1965 ausgezählt haben: Damals unterrichteten 14 339 Lehrpersonen an Gymnasien in NRW, davon waren 64,6% Männer und 35,4% Frauen. Gesamtschulen waren noch nicht gegründet.

	Frauen	Männer
Kunst Musik	10%	8%
Sprachen	88%	47%
Sport	12%	25%
Religion	11%	8%
Mathe NW	33%	51%
GL	27%	48%
Pädagogik	9%	5%
Latein	3%	5%
Philosophie	3%	5%

Die *Fächerwahl* zeigt nach meiner Einschätzung keine Besonderheiten. Die Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften, Fächer des Gesellschaftslehrespektrums und Sport werden am häufigsten gewählt. Die Unterschiede bei Männern und Frauen sind erwartbar. Da jede Lehrperson jeweils mindestens zwei Fächer vertritt und Deutsch und Fremdsprachen hier in einer Gruppe zusammengefasst wurden, relativiert sich eine 87%-ige Sprachenquote. Immerhin hat ein Drittel der Frauen Mathe/NW gewählt und mehr als 40% der Männer Sprachen. Ein Viertel aller Lehrpersonen hat ein drittes Fach studiert, einige wenige sogar ein viertes (0,4%).

2. Die Welt im Blick

Eine bestimmte Zeit im Ausland zu verbringen, ist für Akademiker heutzutage recht selbstverständlich. Fast 40% der angehenden LehrerInnen hat eine – ausbildungs- oder berufsbedingte – Zeit im Ausland verbracht, nicht wenige können mehrere Aufenthalte und Jahre vorweisen. Die 11. Klasse, Au-Pair-Jahre, Auslandssemester im Rahmen von Erasmus-Programmen, Fulbright-Stipendien wurden genutzt, als FremdsprachenassistentInnen arbeiteten sie in Schulen, mit Forschungsfragen gingen sie an naturwissenschaftliche Institute.

Dabei sind diejenigen, die Sprachen studieren, deutlich in der Mehrzahl, auch wenn nicht alle, die nun als FremdsprachenlehrerIn arbeiten, den Sprung auf Zeit in ein anderes Land gewagt haben. Knapp jede/r 5. SprachlehrerIn (18,4%) hat auf einen Auslandsaufenthalt verzichtet. Erfreulicher Weise gibt es einige, die sich auch ohne Fremdsprachenstudium auf den Weg ›in die Welt‹ gemacht haben (12,6%).



* 2. Auflage von ›Erfahrungsfeld Schule‹



3. Traditionelle Werte und Konfessionen

Welche Rolle spielt die Religion im öffentlichen wie im privaten Leben der Menschen in Deutschland? Schaut man auf die Zahlen der Gesamtbevölkerung, zeigt sich ein Trend zu immer mehr Säkularität. In den Medien wird der Verlust religiöser Bindungen behauptet und beklagt. Auf die Lehrpersonen bezogen, sieht das zumeist anders aus – sie waren oft kirchennäher und scheinen das auch heute noch zu sein.

Das Philologen-Jahrbuch des Schuljahrs 1964/65 zeigt, wie es vor 40 Jahren mit der Religiosität bei LehrerInnen an Gymnasien in NRW aussah:

Von allen Lehrpersonen waren 55,6 % römisch-katholisch, 43,1 % evangelisch, knapp 2 % gehörten evangelischen Gruppierungen an. Das macht zusammen schon fast 99 %. Die Menschen islamischen oder jüdischen Glaubens waren an einer Hand abzuzählen, etwa 0,4 % machten die Angaben *d* für dissidentisch oder *g* für *gottgläubig* – was immer sich dahinter verbirgt. 1964/65 unterrichten ohne Konfession 0,8 %. Wie sehen diese Zahlen heute aus?

Zunächst die Zahlen für die Gesamtbevölkerung in NRW: Hier leben rund 18 Millionen Menschen, davon sind 42 % Katholiken und 28 % Protestanten, kleine protestantische Gemeinschaften machen ein Prozent aus; die Hälfte der etwa 1 Million Muslime ist in Moscheegemeinschaften engagiert, das sind 5,5 % der NRW-Bevölkerung. Orthodoxe Kirchen binden 0,5 % der Wohnbevölkerung, in jüdischen Gemeinden sind 0,2 %, im östlichen und esoterischen Sektor engagieren sich 0,5 %. Nach einer Erhebung von Volker Krech an der Ruhr Uni Bochum, der diese Zahlen lieferte, sind knapp 22,3 % der Bevölkerung ohne Bekenntnis.

Die aktuellen Zahlen für die angehenden LehrerInnen unseres Samples sehen ganz anders aus als beim Landesdurchschnitt: Lediglich 8 % sind konfessionlos, zum evangelischen Glauben bekennen sich 33 %, Katholiken machen 57,6 % aus, und der Vollständigkeit halber: die orthodoxen Christen (Wer sich zu einer orthodoxen Gemeinde zählt, hat trotz deutscher Staatsangehörigkeit zumeist einen rumänischen oder griechischen Hintergrund) stellen 0,5 %, Muslime bei 0,7 % und die evangelischen Splittergruppen machen 0,3 % aus.

Dabei ist noch nicht gesagt, dass alle auch ihre Konfession angeben. Ich vermute insbesondere bei Muslimen höhere Werte.

Galt es in den 1960er Jahren als erwiesen, dass katholische Mädchen weitgehend von höherer Bildung fern gehalten wurden, und damit der Umkehrschluss einer höheren Bildungsbeteiligung bei der evangelischen Bevölkerung – so lassen die Zahlen zweierlei erkennen: Die höhere Bildungsbereitschaft evangelischer Christen zeigt sich für das Jahr 1965 daran, dass sie unter Gymnasiallehrern in weit höherem Maße vertreten waren als es ihrem Anteil an der



Bevölkerung entsprach. Heute gilt dies nicht mehr – zumindest münden sie nicht in gleich hohem Maße wie seinerzeit in das Gymnasiale oder Gesamtschullehramt ein. Spuren einer höheren Bildungsbereitschaft zeigen sich, wenn sich die AbiturientInnen mit 1,0 auf 5 evangelische und 6 römisch-katholische verteilen oder wenn die Promovierten zu knapp 38 % evangelisch sind.

Was ist daraus zu schließen? Hat sich die seinerzeitige ›Bildungs-Überlegenheit‹ der protestantischen Gemeinschaft relativiert und der katholischen angeglichen? Oder finden wir heute Protestanten in anderen Studien- und Berufsfeldern? Eine Frage, die erst mithilfe weiterer Studien geklärt werden kann.

Dass vor 40 Jahren nur 0,8 % der Lehrerschaft ohne Konfession war und dass (sich) diese Gruppe auch heute in viel stärkerem Maße an eine Kirche/Religionsgemeinschaft gebunden fühlt als die Bevölkerung allgemein, ist als Befund erstaunlich. 22,3 % der NRW-Bevölkerung sind ohne Konfession, aber nur 8 % der LehrerInnen und Lehrer an Gymnasien und Gesamtschulen. Drängen heute eher christliche (oder Werte bewusste) Menschen in den Lehrberuf, hat Pädagogik mehr als zumindest ich zuvor vermutet hatte mit Religion oder Glauben zu tun? Hilft Gottvertrauen in diesem Beruf, der, wie wir wissen, komplexe und oft paradoxe Aufgaben stellt? Ist Altruismus bei konfessionsgebundenen Menschen eher zu finden – und ohne eine gewisse Portion davon ist der LehrerInnenberuf nicht denkbar.

4. Altersstruktur und Studiendauer

Schauen wir nun auf die Geburtsjahrgänge: Es fällt auf, wie relativ spät die ›JunglehrerInnen‹ in das schulische Berufsleben einmünden. Der Mittelwert der Geburtsjahrgänge ist 1976 – damit fällt der Berufseinstieg statistisch in das 30. Lebensjahr. Ist das früh, rechtzeitig oder zu spät?

Die Marburger Gymnasialstudie (Lersch 2006) hat untersucht, wie lange ein Lehramtsstudium dauert. In der Regelstudienzeit von 9 Semestern schließen nur 5,6 % ab. Nach 10 Semestern hat ein Fünftel das Examen abgelegt. Ein Drittel benötigt 11 Semestern, nach 14 Semestern haben annähernd 60 % und nach 19 Semestern fast 90 % ihr Studium erfolgreich abgeschlossen. Die langen Studienzeiten werden u. a. mit Studienortwechseln (9,1 %) und Studienfachwechseln (22,4 %) erklärt.

Die Zahlen belegen, dass lange Studienzeiten ›normal‹ sind, auch wenn kürzere Studienzeiten wünschenswert sind.

Die derzeit in den Lehrberuf einmündenden LehrerInnen lassen sich in vier Gruppen aufteilen:





Kurze Wege

Wer straight ahead studiert hat und zügig eingemündet ist – in meinem Sample kann ich das an denjenigen (130) festmachen, die 1979–1981 geboren sind – hat noch wenig Besonderes vorzuweisen: nur direkte Wege, keine erkennbaren Zwischenschritte, Umwege oder Besonderheiten, fast keine Auslandsaufenthalte – es sind vielmehr solche mit klarer Orientierung auf das Ziel, dass sie in der vorgegeben Zeit erreichen. Und solche strebsamen Menschen mögen der Schule gut tun und ihren SchülerInnen zukünftig Vorbild sein. Es kann dabei gut sein, dass ihnen für ›Besonderheiten‹ das Geld fehlte, z. B. weil sie Bafög bezogen haben.

Lange und zum Teil interessante (Um-)Wege

Nimmt man an, dass mit 19 Jahren die Schulzeit beendet ist, ein Jahr für Zivildienst, Bundeswehr oder Au-Pair-Zeit dazukommen, dauerten Studium und Referendarzeit durchschnittlich zehn Jahre. Eine recht lange Zeit, wie lässt sich das erklären? Studienfachwechsel und Uniwechsel mögen Extrazeit gekostet haben. Auslandsaufenthalte und Wartezeiten, Sitzenbleiben und Praktika können eine weitere Zeitspanne aufklären. Nicht zuletzt das bei einem Viertel zusätzlich studierte 3. Unterrichtsfach, dessen Prüfungen erst nach dem 1. Staatsexamen abgelegt werden können, sorgt für Verzögerung, verhilft aber sicher zu einem leichteren Berufseinstieg.

Eine Verlängerung tritt auch durch politisches Engagement ein – und nicht wenige der angehenden Lehrerinnen und Lehrer weisen in ihren Lebensläufen aus, dass sie Sprecherfunktionen (Fachschaft, Asta ...) innehatten oder dass sie parteipolitisch aktiv sind.

Quereinsteiger und Berufsumsteiger aus akademischen Berufen bilden die Gruppe der Späteinsteiger in den Lehrberuf. Hier zeigen sich unterschiedliche Merkmale:

- Unter denen, die vor 1968 geboren sind, finden sich viele *Mütter*.
- Dazu gehören auch diejenigen, die zunächst eine *Ausbildung* absolviert und ggf. auch einige Jahre im Erstberuf gearbeitet haben.
- Menschen, etwa mit einem *Magister Artium* in Literaturwissenschaft, häufiger aber mit einem *Diplom in Biologie oder Physik*, die zum Teil über langjährige Berufserfahrung verfügen und die bislang eine wissenschaftliche Laufbahn eingeschlagen hatten, stellen eine größere Gruppe in unserem Sample. Dass sie nicht in Rekordzeit einmünden, versteht sich von selbst.

Erstaunlich viele der Biografien verzeichnen ganz unterschiedliche bisherige Werdegänge. Unter den neuen LehrerInnen sind einige ausgebildete Journali-

stInnen mit Volontariat, solche, die langjährig freiberuflich im Medienbereich tätig waren, ehemalige Leistungssportler, Theaterbegeisterte, die selbst auftreten oder über längere Zeit Kinder und Jugendliche in Theatergruppen betreuten.

Interessant ist auch, wie viele über Erfahrungen mit Jugendarbeit verfügen, nämlich jeder fünfte. Ihr Betätigungsfeld umfasst sowohl klassische Jugendarbeit als auch Theaterarbeit, sie engagierten sich im Musikbereich, in Sportgruppen und ebenso häufig in christlichen Jugendgruppen. ›Wissen, dass man andere zu etwas bewegen kann‹ und ›Liebe zu Kindern‹ sind die beiden Eigenschaften, die in der Potsdamer Arbeitsgruppe von Schaarschmidt, Fischer u. a. neben der eigenen Belastbarkeit als die wichtigen Schlüsselqualifikationen für Lehrerinnen und Lehrer angesehen werden. Wie gut, dass so viele darüber verfügen.

Umweg-Schullaufbahn

Zu denen, die ihr Studium erst mit etwa 30 Jahren abgeschlossen haben, gehören Lehrerinnen und Lehrer mit Umweg-Biografien. Diese Gruppe ist ein Sammelbecken für unterwegs aufgehaltene und für Spätstarter, für die mit Ausbildung zwischen mittlerer Reife und Abitur, möglicherweise auch für Menschen aus bildungsfernem Milieu.

Bei 133 (oder 5% von allen), davon gut 57% Frauen und fast 43% Männer, zeigen sich Umwege, rund 40% von ihnen haben eine *Ausbildung* absolviert, die meisten im technischen Bereich und im Handwerk (60%), dazu kommen Kaufleute (27%) und Gesundheitsberufe (10%).

Mehr als ein Drittel (35,3%) hat eine Ehrenrunde gedreht und damit möglicherweise die Umwege ausgelöst, trotzdem haben einige (9) das Abitur schließlich mit einer 1 vor dem Komma abgelegt und 7 (5,3%) promoviert.

Ihr Fächerspektrum weist Besonderheiten auf: Latein z. B. wurde nicht angestrebt, dafür ist der Anteil an *Sportlern* mit 23% besonders hoch. Wer ein Fremdsprachenstudium absolviert, hat oft Auslandserfahrung gesammelt, bei anderen Studienfächern wurde darauf verzichtet. 24% unterrichten ein 3. Fach. Etwa 14% haben einen Migrationshintergrund und diese Quote liegt weit höher als ihr Anteil in der Gesamtgruppe ausmacht.

Hier schließen sich Fragen an, die erst in späteren Forschungen beantwortet werden können, an dieser Stelle aber schon einmal benannt werden sollen:

Führt eine Umwegbiografie zu mehr Flexibilität? Werden diese Lehrerinnen und Lehrer in ihrer Praxis davon profitieren, dass ihr Erfahrungsspektrum breiter ist als von anderen? Hat die Erfahrung, dass es doch geht, dass nicht alles so bleiben muss, wie es einmal entschieden wurde, dass Neuanfänge mög-



lich sind, dass auch ungerade Wege zum Ziel führen, sie geschmeidig gemacht und listig im Ersinnen und Auskundschaften der Möglichkeiten. Bereichern Sie mit ihren vielfältigen Erfahrungen den Schulalltag und bringen ihr Wissen ein?

Oder sind sie nun erschöpft nach den langen Wegen? Stellen Schulleiterinnen und Schulleiter KandidatInnen aus dieser Gruppe besonders gerne ein, welche Erfahrungen machen sie damit? Wer schon längere Wege gegangen und immer wieder aufgebrochen ist: wird er oder sie die Schule als Endpunkt oder als Station auf dem Weg betrachten?

Und wie sieht es im anderen Fall aus? Wer selbst unangefochten durchs Gymnasium gelaufen ist, wird er oder sie um Lebensumstände wissen, die zu Umwegen führen? Oder die eigene erlebte Situation als Normalität annehmen und wenig Verständnis dafür aufbringen, dass andere später starten oder auf anderen Wegen unterwegs sind?

5. Die Eliten

Drei Kriterien im Lebenslauf deuten darauf hin, dass es sich um besonders leistungsstarke Lehrerinnen und Lehrer handelt.

Wer das Abitur mit einer 1 vor dem Komma absolviert hat – und immerhin 11 können eine 1,0 vorweisen – zählt dazu (und es ist möglich, dass nicht alle dieses Detail im Lebenslauf erwähnt haben),

wer eines der seltenen, aber hochbegehrten Stipendien etwa der Studienstiftung des Deutschen Volkes erhält oder zu den Villigster Stipendiaten gehört, war oft der oder die beste im Abiturjahrgang der eigenen Schule.

Das dritte Kriterium ist die wissenschaftliche Laufbahn, dokumentiert anhand des Dokortitels und in wenigen Fällen auch der Habilitation.

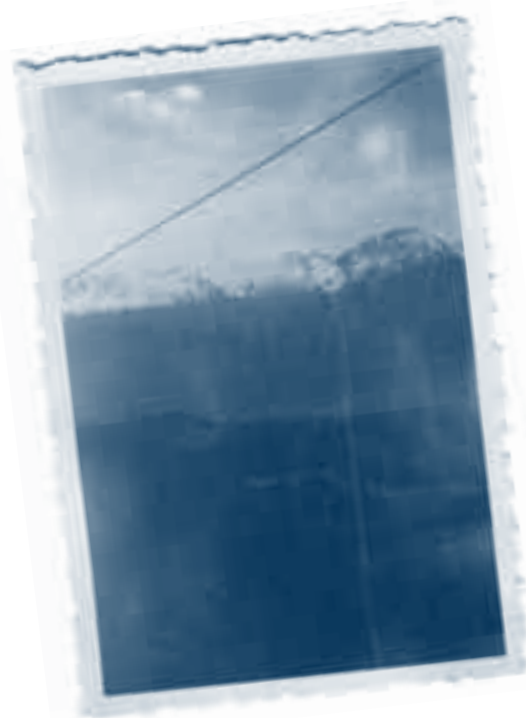
Ein sehr gutes Abitur können 217 (7,2%) vorweisen, in der ›üblichen‹ Aufteilung $\frac{2}{3}$ Frauen und $\frac{1}{3}$ Männer. 23 (10,6%) von ihnen erhielten ein Stipendium, doch immerhin 5 von ihnen (2,3%) sind sitzengeblieben.

In ihrer Studienfächerwahl zeigt sich, dass sie mehr als andere Religion als Fach wählen und auch Latein, auch Mathe und NW, deutlich weniger das Unterrichtsfach Pädagogik oder Fächer aus dem Gesellschaftslehrespektrum.

14 (6,5%) haben eine Ausbildung absolviert.

Auch beim *Stipendium* sind die Geschlechterproportionen analog zu den Häufigkeiten insgesamt. Von den 92 geförderten (3,2% der Gesamtgruppe) waren 23 schon mit gutem Abitur aufgefallen, haben 24 (bislang) promoviert, nur 4 haben eine Ausbildung absolviert, 3 sind sitzengeblieben.

Auffällig ist, wie viele aus dieser Gruppe, in der fünf Nationalitäten vertreten sind, im Laufe ihrer Bildungslaufbahn einige Zeit im Ausland waren, auch ohne Fremdsprachen zu studieren.



Die *Promovierten* stellen mit 170 die dritte Gruppe. Nicht in jedem Fall zeigte sich ihre Leistungsfähigkeit bereits in der Schulzeit, denn die Quote der Wiederholer ist nicht unerheblich: mehr als 8% – also in etwa soviel wie der Mittelwert, zugleich gibt es die Überspringer, die ihre Schulzeit in 12 Jahren absolviert haben.

Die Promovierten sind deutlich älter als ihre Kollegen und das zeigt sich an den Geburtsjahrgängen und an den Kindern. Die Männer sind hier stärker repräsentiert als die Frauen, und besonders Männer mit naturwissenschaftlichen Fächern. Viele kamen als Quereinsteiger mit einem Diplom in Biologie oder Physik, nicht wenigen gelang die *Promotion mit summa cum laude*, sie haben zwischen 5 und 16 Jahre an Universitäten in Forschungsteams gearbeitet, nur zwei in dieser Gruppe lassen einen Migrationshintergrund erkennen.

Die Schullaufbahn von über 90% der Promovierten erfolgte auf dem direkten Weg durch das Gymnasium, wer ein Stipendium erhalten hat, besuchte das Gymnasium sogar zu 93,5%. Es fällt auf, dass die *wissenschaftlich orientierten* sich sehr selten in der *Jugendarbeit* engagiert haben – als habe die Energie in die Laufbahn investiert werden müssen und für Soziales bliebe nicht mehr viel übrig. Eine andere Deutung ist auch möglich: wer sowohl wissenschaftlich ambitioniert ist und zugleich soziales Engagement aufwendet, landet am Ende nicht in der Schule, den oder die zieht es vielleicht anderswo hin.

Die höchste akademische Qualifikation hat eine junge Frau von Anfang 30, die promoviert und habilitiert ist und auch schon zwei Kinder geboren hat. Vielleicht ist die Familie der Grund, dass sie (zunächst) eine Schullaufbahn anstrebt. Die universitäre Karriere mag sie ja später in den Blick nehmen.

Fazit

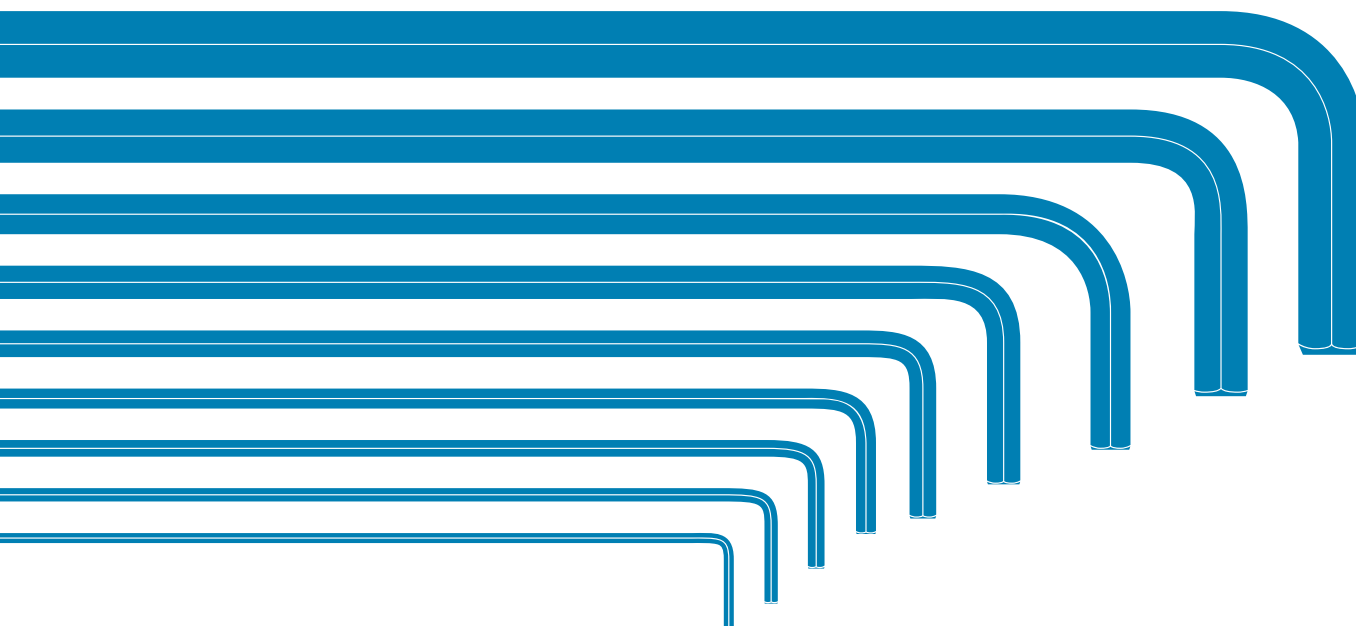
Die aktuelle Generation der Lehrerinnen und Lehrer an Gymnasien und Gesamtschulen ist keine einheitliche Gruppierung. Tendenziell sind es mehr Frauen als Männer, die eher kirchennah und dann katholisch sind, die in NRW Abitur gemacht haben, an einer Universität im Heimatland studierten und die zumeist ein Jahr im Ausland verbrachten. Neben den beiden Unterrichtsfächern haben viele ein weiteres Fach studiert und möchten dies auch unterrichten. Mehr als die Hälfte verfügt über Berufserfahrungen außerhalb von Schule, viele entdeckten das Lehramt erst nach anderen Berufs- oder Forschungsstationen. Das biografische Muster – aus der Schule in die Uni und zurück – ist auf dem Rückzug. Menschen mit weitem Horizont, vielfältigen Erfahrungen und Interessen münden derzeit in den Lehrberuf.

Prof. Dr. Maria Anna Kreienbaum, FB G

Literatur

- Kreienbaum, Maria Anna: *Erfahrungsfeld Schule*, Weinheim 1995²
- Kunzes Kalender, Philologen Jahrbuch 1964/65
- Lersch, Rainer: *Lehrerbildung im Urteil der Auszubildenden. Eine empirische Studie in beiden Phasen der Lehrerausbildung*. In: Allemann-Ghionda/Terhart (Hg.): *Kompetenzen und Kompetenzentwicklung von Lehrerinnen und Lehrern: Ausbildung und Beruf*. 51. Beiheft der ZfPäd, Weinheim 2006, S. 164–181
- Schaarschmidt, Uwe; Kieschke, Ulf & Fischer, A. W. (1999). *Beanspruchungsmuster im Lehrerberuf*. *Psychologie in Erziehung und Unterricht* 46, 4, S. 244–268





Ingenieurwissenschaftliche Forschung **unter der Gender Lupe.**

Das Europäische Projekt PROMETEA

Die ingenieurwissenschaftliche Ausbildung und das darauf folgende Berufsleben nehmen die beiden Autorinnen schon seit 2001 unter die ›Gender Lupe‹. Angefangen hat es mit der Begleitmaßnahme INDECS, in der untersucht wurde, wie ein höherer Anteil an interdisziplinären Fächern in ingenieurwissenschaftlichen Curricula zu einer Attraktivitätssteigerung derselbigen führen und somit gleichzeitig zu einer Erhöhung der (weiblichen) Studierenden beitragen kann. Direkt im Anschluss an INDECS startete das dreijährige Forschungsprojekt WomEng. In der ersten Phase des Projektes wurde an die Ergebnisse aus INDECS angeknüpft und Studierende, sowohl weiblich als auch männlich, zu ihrer Studiensituation in den Ingenieurwissenschaften mittels eines Fragebogens befragt. Der zweite Projektabschnitt fokussierte Ingenieurinnen im Be-

rufsleben und deren Arbeitsumfeld und -bedingungen. So führte diese Forschungstätigkeit die beiden Autorinnen zum dritten EU-Projekt, dessen Ergebnisse, bezogen auf Deutschland, im folgenden Beitrag näher betrachtet werden. Fokus des Projekts PROMETEA bildeten die Karrierebedingungen von Ingenieurinnen in der Forschung, also eine etwas speziellere Zielgruppe als im vorherigen Projekt. Gegenstand dieser Veröffentlichung ist der Forschungsbereich, den die Autorinnen verantworteten: Organisationskulturen und Netzwerke in der Forschung in akademischen, öffentlichen und industriellen Institutionen und ihr Einfluss auf die Karriere von Ingenieurinnen (Dahmen 2008; Sagebiel 2008; 2007; Sagebiel/Dahmen 2007, Sagebiel/Reinhard/Dahmen 2007).

Frauen in der ingenieurwissenschaftlichen Forschung in Deutschland

Laut den 2006 von der Europäischen Kommission veröffentlichten ›She Figures‹ sind 11,5% der an deutschen Hochschulen beschäftigten Wissenschaftlerinnen im technologischen und ingenieurwissenschaftlichen Bereich tätig. Zum Vergleich, der EU-Durchschnitt liegt bei 21,3% und Deutschland auf dem vorletzten Platz, nur Malta verzeichnet eine noch geringere Beteiligung von Frauen in der ingenieurwissenschaftlichen akademischen Forschung. Im Bereich der außerhochschulischen Forschungseinrichtungen sind die Zahlen zwar etwas besser, aber auch hier liegt der Anteil mit 16,6% unter dem EU-25 Durchschnitt von 22,3% (Europäische Kommission 2006). Für den industriellen Sektor liegen keine direkt vergleichbaren Daten vor, da die Kategorisierung hier gemäß der ›Nomenclature of economic activities‹ (kurz NACE) Wirtschaftszweigklassifikationen der Europäischen Union unterliegt. Eine Publikation des Kompetenzzentrums Frauen in Wissenschaft und Forschung (CEWS) im Auftrag der Robert-Bosch-Stiftung verweist jedoch auf die enorme Unterrepräsentanz von Frauen im Industriesektor; so sind auch hier nur 12% aller Forscherinnen weiblich. Besonders auffallend sind die Zahlen im Bereich des Maschinenbaus (6,2% Frauen).

Karrierehemmnis maskuline Organisationskultur

Die Untersuchung der Organisationskultur für Ingenieurinnen in der Forschung und ihre Auswirkungen auf deren Karrieren konnte auf dem Forschungsstand aufbauen, der für das vorherige Projekt der Europäischen Kommission WomEng erarbeitet worden war (Sagebiel 2007; 2006, a, b; 2005, 2005a). Sechs sozialwissenschaftlich verankerte Forschungsbereiche wurden für relevant gehalten: Geschlechterforschung, kritische Männerstudien, Gender und Hochschule, feministische Technikstudien, Gender und Professionalisierung und Karriere, Gender und Organisation. Ingenieurinnen in der Forschung waren in keinem der Bereiche bisher direkter Forschungsgegenstand.

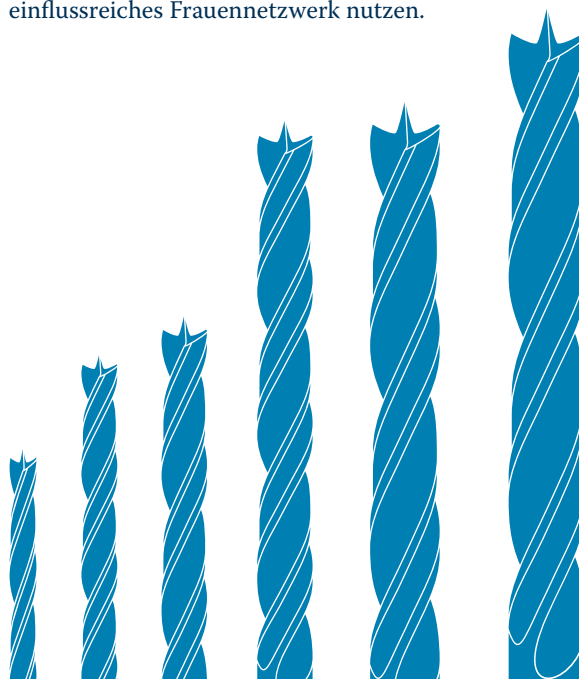
Als eine Aufstiegsbarriere können Männerbünde im Management angesehen werden. Nach Doris Doppler (2005) sind sie mit traditionellen Normen der Allzeitverfügbarkeit und informellen strukturellen Informationskanälen und Hierarchien zusammen mit Ausschlussmechanismen immer noch wirksam. Dass diese Karriere entscheidenden Ausschusspraktiken gegenüber Ingenieurinnen weltweit wirksam zu sein scheinen, zeigt die neuere australische Untersuchung von Pam Roberts and Mary Ayre (2002). Bereits vor mehr als 10 Jahren war die masku-

line Organisationskultur Gegenstand von Forschungen in Australien wie der von Christopher McLean, Sue Lewis und anderen (McLean et al 1996); noch früher waren diese Themen in Großbritannien (Carter/Kirkup 1990) beforcht worden. In Deutschland hat Hildegard Matthies (2005) in ihrem Vergleich von Industrieforschung und akademischer Forschung herausgefunden, dass die maskuline Organisationskultur Frauen in ihrer Karriere behindert. So wird beispielsweise gleiches Verhalten von Männern und Frauen anders bewertet, eine Kultur von Diversität und flexibler Arbeitszeit kann aber zu einer positiven Veränderung beitragen. Ein erfolgreiches Berufsleben in der Industrie scheint im Vergleich zu einer Wissenschaftskarriere leichter zu sein.

Hypothesen

Auf Grundlage dieses Forschungsstands und der Hypothesen, die im vorgängigen EU-Projekt WomEng entwickelt und untersucht worden waren (Sagebiel 2006), wurden zur geschlechtlichen Organisationskultur in der ingenieurwissenschaftlichen Forschung folgende Hypothesen entwickelt:

- Die Organisationskultur in der ingenieurwissenschaftlichen Forschung ist durch dominante Männlichkeit (Sagebiel/Dahmen 2005; 2006) geprägt, die formelle und informelle Karrierekriterien bestimmt.
- Ingenieurinnen sind von den Männernetzwerken (und somit z. B. von karriererelevanten Informationen, Feedbackmöglichkeiten, Zugang zu Konferenzen, zu Teamprojekten, Publikationen, Mikropolitik) als informelle Bestimmungsfaktoren für Karrieren ausgeschlossen. Gender Mainstreaming und Diversity Maßnahmen haben positive Gegenwirkungen.
- Ingenieurinnen können für ihre Karriere kein einflussreiches Frauennetzwerk nutzen.



Methodischer Ansatz

Pro Partnerland wurden zwei Fallstudien in zwei von drei der folgenden Forschungssektoren durchgeführt: Öffentliche Forschungseinrichtungen, Industrieforschung und Hochschulforschung. Teilstrukturierte Interviews mit Ingenieurinnen in der Forschung und getrennte Fokusgruppendifkussionen mit weiblichen und männlichen IngenieurInnen in der Forschung waren Grundlage der Untersuchung der Organisationskultur, wobei letztere vor allem mehr verdeckte informelle Faktoren zum Vorschein bringen sollten. In Deutschland wurden von dem Partner Universität Wuppertal eine außeruniversitäre Forschungsorganisation und ein Industrieunternehmen ausgewählt, auf die sich die folgenden Ergebnisse beziehen.

Die Zuschreibung von Karriereambivalenzen und das Gefühl, sich aus Karrierenetzen ausgeschlossen zu fühlen

In einem Forschungsinstitut für Chemische Ingenieurwissenschaften, das Teil einer größeren öffentlichen Forschungsorganisation ist, wurden als Merkmale einer geschlechterfreundlichen Organisationskultur hohe Arbeitszeitflexibilität in Kombination mit einer guten Vereinbarkeit von Privat- und Berufsleben berichtet. Ein explizites Genderbewusstsein unter den befragten IngenieurInnen gab es aber kaum.

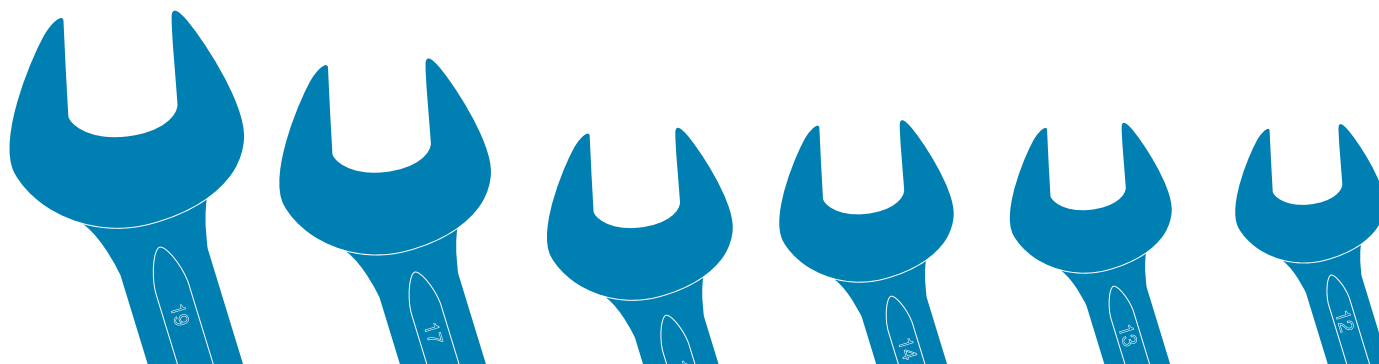
Aus Männersicht gab es in dieser Institution zwei Karrierehindernisse für Ingenieurinnen in der Forschung. Der erste Hinderungsgrund ist eher intrinsischen Ursprungs, so mutmaßen die Befragten, dass Frauen nicht so stark nach Karriere streben würden und mehr an der technischen Arbeit interessiert wären: *›Wollen sie Karriere wirklich? Ich glaube, sie wägen ab zwischen einer leitenden Position und interessanten Arbeitsinhalten‹*, sagte ein Ingenieur in der Diskussion. Die zweite Barriere manifestiert das immer noch festgefahrene Rollenverständnis innerhalb der Gesellschaft; so erscheint es den diskutierenden Ingenieuren unmöglich, dass eine Frau mit Familie und Kindern an die Spitze einer deutschen Forschungseinrichtung kommt.

Tatsächlich identifizierten sich aber auch die befragten Frauen mehr als die Männer mit Familienverantwortlichkeit neben der Berufstätigkeit und tragen somit selber zur Reproduktion ›klassischer‹ Geschlechterverhältnisse bei, obgleich einige Männer in deren eigener Sicht versuchten, sich in gleicher Weise an Hausarbeit zu beteiligen.

Die Arbeitsatmosphäre ist für Ingenieurinnen ein wichtiger Karrierefaktor. Besprechungen sind wichtig, weil sie den Zugang zu karriererelevanten Informationen ermöglichen, aber zu gleicher Zeit ist ihre Begrenzung wichtig, weil speziell Frauen mit familiären Verpflichtungen mehr Informationen in kürzerer Zeit bekommen müssen.

Netzwerken wird von den befragten Frauen als wichtig für die Karriere angesehen, aber Frauen sind weniger an den Netzwerken beteiligt und empfinden sich demzufolge auch nicht als Teil eines einflussreichen Netzwerkes. Dennoch meinen sie, dass weniger das Geschlecht als die Persönlichkeit die Aufnahme und Zugehörigkeit bestimme. Im untersuchten Institut existieren keine Frauennetzwerke und sie werden von den Interviewpartnerinnen und Fokusgruppenteilnehmerinnen auch nicht als sinnvoll angesehen. So diskutieren die Ingenieurinnen eher über die Gründe, die es verhinderten, Netzwerke zu knüpfen und sich aktiv darin zu engagieren, und wiederum wurden familiäre Verpflichtungen in Kombination mit einem knappen Zeitbudget genannt.

Im Gegensatz dazu gehört Netzwerken für die Ingenieure, die länger im Beruf sind, zur täglichen Arbeit. Sie unterscheiden normale Netzwerke vom so genannten ›old boy's network‹, welches sich durch Klängelei und nicht-nachvollziehbare Ausschlussmechanismen definiert. Das normale Netzwerk beginnt mit dem Austausch von Visitenkarten. Der wichtigste Faktor für die Zugehörigkeit zu einem Netzwerk ist Sympathie und ohne diese *›hat man keine Chance, dazu zu gehören!‹* Formelle Netzwerke gibt es am Institut nicht. Wichtige Kontakte mit anderen Leuten werden meistens nach der Arbeit gemacht, man geht etwas Essen oder Trinken. Erfolgreiche Projektaquise scheint auch schon einmal mit einem Trinkgelage verbunden: *›Mein erster Vorgesetzter sagte mir, dass ich, wenn ich erfolgreich Forschungsgelder akquirieren will oder Projektpartner bekommen will, ich einmal mit ihnen betrunken gewesen sein muss!‹*



In der zweiten Fallstudie diskutierten Ingenieure in Managementpositionen in einem großen Industrieunternehmen über die traditionelle maskuline Organisationskultur und wie diese möglicherweise dabei sei, sich zu ändern. Ein Teil der diskutierenden Ingenieure zeigte ein explizites Genderbewusstsein, das auf Beobachtungen von Diskriminierungen bei Frauen beruhte.

Ingenieurinnen in dieser Firma betonten wiederum das Problem der Zeitknappheit und die nie endenden Besprechungen: *›Männer tendieren zu nicht endenden Besprechungen.‹* Das wird als sehr ineffizient und zeitraubend von einer Diskussionsteilnehmerin angesehen.

Geschlechterunterschiede bezüglich der Herausforderungen und Probleme von Ingenieurinnen in der Forschung sind auch in diesem Unternehmen immer noch eine Frage der Vereinbarkeit von Familie und Arbeit. Ein paar Zitate belegen das: *›Männer haben eine Frau, die ihnen den Rücken frei hält.‹* *›Eine Teamleiterposition mit Teilzeitarbeit zu erreichen ist unmöglich.‹* Oder *›Mein Mann machte erst Karriere und ich betreute die Kinder. Das wollte ich auch so und das war okay für mich. Heute arbeite ich Vollzeit und mein Mann betreut die Kinder!‹* Die Ingenieurinnen können sich nicht richtig vorstellen, wie ihre Karriere verlaufen wäre, wenn sie ein Mann wären; dennoch sind sie der Meinung, dass es an einigen Punkten leichter wäre, besonders bezüglich der Vereinbarkeit von Familie und Arbeit.

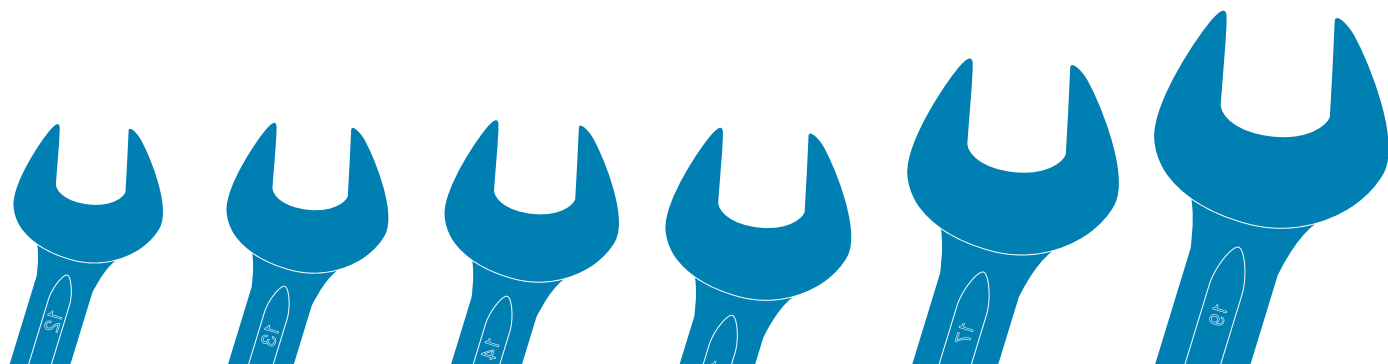
Die Ingenieure meinten zu den Geschlechterunterschieden, dass ihre harsche Art zu sprechen und zu diskutieren, ein großes Problem für Frauen darstellen würde. Die beruflichen Herausforderungen wären gleich, aber das Klima würde sich ändern, je mehr Frauen in der Firma arbeiten würden. Ein Teilnehmer bezweifelte, dass Frauen übermäßig viel leisten müssten, und ein Kollege fügt hinzu *›was zählt, ist die Persönlichkeit der Frauen.‹* Und diese Persönlichkeitserfordernisse wären für beide Geschlechter die gleichen. Aufgaben müssen erledigt werden. Auf die Frage, was an ihrer Karriere anders gewesen wäre, wenn sie Frauen wären, antworteten sie allerdings: *›Ich wäre zu Hause und würde zwei Kinder haben.‹* Oder *›Würde ich hier sein, wenn ich eine Frau wäre?‹* Für männliche Ingenieure gehen Teilzeitarbeit und Karriere nicht zusammen und eine Führungsposition ließe sich schon gar nicht

mit Teilzeitarbeit verbinden, war ihre Meinung. Einige Männer sprachen über den Karriereausschluss von Frauen.

Managementaufgaben wurden von allen sechs diskutierenden Ingenieuren als sehr wichtig für die Karriere angesehen. Als weiterer wichtiger Faktor für die Karriere wurde Mentoring genannt. Als Herausforderungen sehen die Ingenieure in ihrer täglichen Arbeit vor allem arbeitspezifische Probleme. Teamleitung erfordert Prioritäten zu setzen und Aufgaben zu lösen, insbesondere günstige Lösungen zu finden. *›Es ist ein Balanceakt, das hinzukriegen!‹*

Um etwas für die Karriere zu machen, ist es gut, Leute zu kennen, das fördere die Karriere. Netzwerke sind in den Augen der Ingenieurinnen wichtig, um relevante Informationen zu bekommen und sie erleichtern die Kooperation. Alle Teilnehmerinnen in der Fokusgruppe halten Netzwerke für einen wichtigen Faktor. *›Netzwerke sind Alles!‹* sagte eine Ingenieurin. Dennoch sind sie nicht engagiert in internen Frauennetzwerken. Männliche Kollegen gingen mit Netzwerken anders um, meinten die befragten Ingenieurinnen. *›Sie treffen sich abends zum Bier, und ich habe das während des Tages zu managen. Ohne Kind würde ich versuchen mitzugehen.‹* Alle männlichen Ingenieure in der Fokusgruppe meinten, dass Netzwerke ein wichtiger Faktor für die Karriere wären, so äußerte ein Diskussionsteilnehmer, dass *›Netzwerke funktionieren als inoffizielles Organigramm‹*, was bedeutet, sie zeigen die Machtverteilung an.

Diskriminierung ist kein großes Thema unter den Ingenieurinnen in beiden Fallstudien. Die Ingenieurinnen hätten innerhalb der Firma keine Probleme, diese kämen eher von außerhalb. Eine Ingenieurin erzählt, dass, wenn ein männlicher Kollege einen Frauenwitz macht, sie zu ihm sagt: *›Fünf Euro für die Chauvinistenkasse.‹* Eine Frau, die jetzt am öffentlichen Forschungsinstitut tätig ist, erinnert sich an ihr Studium: *›Ich musste im Bauwesen arbeiten. Ich stach heraus und Männer mit Bierflaschen lachten über mich als Ingenieurin.‹* Und eine ihrer Kolleginnen erinnerte an eine Diskriminierung durch ihren Vorgesetzten, als eine neue Position im Ausland frei wurde: *›Ich bekam*



den Job nicht, weil ich eine Frau war. Ich hatte die gleichen Fähigkeiten wie meine männlichen Kollegen!

Ingenieurinnen sehen sich nicht mehr als Minorität, obwohl ihre Zahl gering ist. Die Zeiten hätten sich geändert und die Männer mit ihnen, wie das folgende Statement belegt: *›Es gibt jetzt mehr Frauen in den Ingenieurwissenschaften als vor 20 Jahren, und Männer haben sich daran gewöhnt.‹* Die geringe Anzahl der Ingenieurinnen sei auch nicht der Firma oder organisationsstrukturellen Bedingungen zuzurechnen, sondern läge daran, dass zu wenige Frauen Ingenieurwissenschaften studierten. So müsse es normal werden, *›als Frau Ingenieurwissenschaften zu studieren!‹* Das Studium sollte interessanter werden und frei von Geschlechterrollendenken.

Veränderungsperspektiven: Geschlechterstereotype aufbrechen

Insgesamt geben sich die befragten deutschen Ingenieurinnen optimistisch, sind sie doch der Meinung, dass das alte dominante Männlichkeitsdenken bald aussterben würde, auch weil der Anteil der Frauen in den Ingenieurwissenschaften in den letzten Jahren etwas gestiegen ist: *›Die Zeiten ändern sich, weil seit einigen Jahren immer mehr Frauen als Ingenieurinnen am Institut arbeiten.‹* Genauso sehen es die befragten Ingenieurinnen aus dem Industrieunternehmen, *›die Männer haben positivere Einstellungen gegenüber Ingenieurinnen.‹* Zeitgleich ändere sich auch das Image des männlichen kommunikationsarmen Ingenieurs. Generell scheint das oberste Ziel sein, das Image von Naturwissenschaften und Technik für junge Menschen attraktiver zu gestalten. Diesem Thema widmet sich die zum 1. 2. 2008 gestartete zweijährige Koordinierungsmaßnahme MOTIVATION (›Promoting positive images of SET in young people under gender perspective‹) im 7. Rahmenprogramm der Europäischen Kommission, die von den Autorinnen geleitet wird und ein Konsortium aus insgesamt sieben Ländern umfasst.

Literatur

- Dahmen, Jennifer (2008): "Engineering is a men's business!" – Identities of Women in Engineering", Prometea Conference Proceedings (im Erscheinen)
- Doppler, Doris (2005): Männerbündisches Management – Verbündete Manager. Der Männerbund als komplexer Schließungsmechanismus im organisationalen Management. In: IFF Info – Zeitschrift des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung 22(30): 35–47.
- Sagebiel, Felizitas (2008): "Gendered Organisational Cultures and Networks in Engineering Research", Prometea Conference Proceedings (im Erscheinen)
- Sagebiel, Felizitas (2007): Gendered organisational engineering cultures in Europe. In: Welpel, I./Reschka, B./Larkin, J. (Hrsg.): Gender in Engineering – Problems and Possibilities: 149–173.
- Sagebiel, Felizitas/ Dahmen, Jennifer (2005): Männlichkeiten in der europäischen Ingenieurkultur. Barrieren oder Aufforderung zur Anpassung für Frauen. In: Soziale Technik, Zeitschrift für sozial- und umweltverträgliche Technikgestaltung: 19–21.

- ✦ apl. Prof. Dr. Felizitas Sagebiel, Fachbereich Bildungs- und Sozialwissenschaften, sagebiel@uni-wuppertal.de
- ✦ Jennifer Dahmen, Fachbereich Bildungs- und Sozialwissenschaften, jdahmen@uni-wuppertal.de



Gleichstellungserfolge belohnt



Die Bergische Universität hat für ihre Gleichstellungserfolge 490 000 Euro aus dem Strukturfonds des Landes erhalten. Sie belegt damit den 3. Listenplatz im Wettbewerb der Hochschulen um die Steigerung des Professorinnenanteils hinter den Universitäten Bochum und Düsseldorf.

☞ Das Innovationsministerium hat korrespondierend zu der im Hochschulfreiheitsgesetz verankerten Hochschulautonomie ein Anreizsystem entwickelt, das die Hochschulen stärker motivieren soll, sich für die Chancengleichheit von Frau einzusetzen. 15 Prozent des Innovations- bzw. Strukturfonds werden entsprechend dem Erfolg der Hochschulen bei der Umsetzung der gesetzlichen Ziele des Gender Mainstreaming verteilt, das entspricht einer Summe von 5,04 Millionen Euro. Der Betrag wird in den nächsten Jahren aufwachsen auf bis zu 7,5 Millionen Euro. Das Berechnungsmodell berücksichtigt zu 50 % den Status quo bei der Berufung von Frauen und zu 50 % die Steigerungsrate im jeweils zurückliegenden Jahr. ☞ Die Bergische Universität konnte ihren Professorinnenanteil

von 13 % in 2006 auf 14,2 % im Folgejahr steigern und damit eine knappe halbe Million Euro erwirtschaften. Im vergangenen Jahr fiel die Zuwendung mit 153 000 Euro deutlich geringer aus. Ein Großteil der Mittel ist reserviert für ein ambitioniertes Vorhaben: Die Hochschule wird sich am Professorinnenprogramm des BMBF mit einem zukunftsorientierten Gleichstellungskonzept beteiligen, bei dem je Hochschule bis zu drei Erstberufungen von Frauen über einen Zeitraum von höchstens fünf Jahren gefördert werden, sofern eine positive Begutachtung vorliegt. Die restlichen Mittel werden zweckgebunden so verteilt, daß einzelne Fachbereiche durch ein Bonussystem partizipieren, die Overheadausstattung neuberufener Professorinnen verbessert wird, ein weiterer Sonderfonds für die Graduiertenförderung von Frauen aufgelegt wird und strukturelle Maßnahmen zur besseren Vereinbarkeit von Wissenschaft und Familie sowie von Doppelkarrieren entwickelt werden.

☞ [Dr. Christel Hornstein](#)



Diese Maßgabe führt schließ-

Geschlechterforschung in der Politikwissenschaft –

Orchideenfeld oder Querschnittsbereich?

Mit dem Begriff der Geschlechterpolitik ist der enge Zusammenhang von Politik und Geschlecht nicht nur sprachlich, sondern auch programmatisch ausgewiesen. So werden mit ihm alle politischen Projekte und Maßnahmen bezeichnet, deren Ziel es ist, ungleiche Geschlechterverhältnisse zu verändern. Wer aktiv Geschlechterpolitik betreibt, dem geht es um eine gerechte Gestaltung der Gesellschaft, in der Frauen wie Männer den gleichen Zugang zu ökonomischen, sozialen und kulturellen Ressourcen sowie zu machtvollen Positionen haben. Dieses Ziel ist bis heute weder quantitativ noch qualitativ erreicht. Frauen sind nach wie vor in allen sozialen wie auch politischen Bereichen unterrepräsentiert. Und auch zahlreiche Programme und Entscheidungen insbesondere im Bereich der Sozial- und Bildungspolitik schaffen kaum geschlechtergerechte Verhältnisse, sondern führen – trotz Gender Mainstreaming – zu neuen Formen der Diskriminierungen insbesondere von Frauen.

Die Frage ist nun, welchen Beitrag die Politikwissenschaft leisten und leisten kann, um dem Ziel demokratischer Geschlechterverhältnisse näher zu kommen. Tatsächlich ist die Geschlechterforschung in der Politikwissenschaft eine inzwischen etablierte Forschungs- und Denkrichtung. Die Erkenntnis, dass das Verhältnis der Geschlechter eine der grundlegenden gesellschaftlichen Organisationsformen darstellt, hat die sozialwissenschaftliche Forschung in den letzten Jahren nachhaltig geprägt. Dass es sich bei der Kategorie Geschlecht um eine zentrale gesellschaftliche Kategorie handelt, die in politische Institutionen und Interaktionen gleichermaßen eingelassen ist, gilt heute als unumstrittene Tatsache. Umso erstaunlicher ist eine geradezu gegenläufige Entwicklung, die trotz Frauenförderpläne und geschlechterorientierten Hoch-

schulpolitik zu beobachten ist: so ist es der Geschlechterforschung in den vergangenen zwanzig Jahren zwar gelungen, sich zu akademisieren und an den Universitäten im deutschsprachigen Raum auch zu institutionalisieren; doch trägt der Mainstream der Politikwissenschaft, so das ernüchternde Ergebnis, noch immer vergleichsweise wenig dazu bei: nach wie vor ist das Fach Politikwissenschaft ›bemannt‹, also ein vorwiegend ›männliches‹ Fach, das die Wissenschaft von der Politik noch immer geschlechterblind betreibt.

Damit aber stellt sich die Frage, inwieweit die Erkenntnisse des Mainstreams überhaupt Geltung beanspruchen können, wenn es um die Analyse politischer Phänomene – also Strukturen, Formen, Inhalte und Prozesse der Politik geht oder – pointierter formuliert: Handelt es sich bei einer Politikwissenschaft, die das Geschlecht als grundlegende Strukturkategorie, entlang derer sich Ungleichheits-, Macht- und Herrschaftsverhältnisse in und durch die politische Gesellschaft hervorbringen, ignoriert, nicht um eine defizitäre Wissenschaft, deren Erkenntnisse nur Halbwahrheiten sind? Freilich mag es Untersuchungsgebiete und Forschungsfragen geben, in welchen das Geschlecht eine geringere Relevanz haben mag, doch genau dies gilt es in und mit der politikwissenschaftlichen Analyse zu überprüfen und zu reflektieren. Ein affirmativer Bezug auf das Geschlecht bleibt also unerlässlich. Man muss das Geschlecht als Analysekategorie verwenden, um zu ergründen und zu zeigen, ob und wenn ja, auf welche Weise Geschlecht gesellschaftlich als Strukturkategorie gilt.

Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für das Zusammenspiel der Politikwissenschaft und der Geschlechterforschung?

Die Frage ist nun, welchen Beitrag die Politikwissenschaft leisten und leisten kann, um dem Ziel demokratischer Geschlechterverhältnisse näher zu kommen. Tatsächlich ist die Geschlechterforschung in der Politikwissenschaft eine inzwischen etablierte Forschungs- und Denkrichtung. Die Erkenntnis, dass das Verhältnis der Geschlechter eine der grundlegenden gesellschaftlichen Organisationsformen darstellt, hat die sozialwissenschaftliche Forschung in den letzten Jahren nachhaltig geprägt. Dass es sich bei der Kategorie Geschlecht um eine zentrale gesellschaftliche Kategorie handelt, die in politische Institutionen und Interaktionen gleichermaßen eingelassen ist, gilt heute als unumstrittene Tatsache. Umso erstaunlicher ist eine geradezu gegenläufige Entwicklung, die trotz Frauenförderpläne und geschlechterorientierten Hoch-



Damit a



Mit dem Begriff der Geschlechterpolitik ist der enge Zusammenhang von Politik und Geschlecht nicht nur sprachlich, sondern auch programmatisch ausgewiesen. So werden mit ihm alle politischen Projekte und Maßnahmen bezeichnet, deren Ziel es ist, ungleiche Geschlechterverhältnisse zu verändern. Wer aktiv Geschlechterpolitik betreibt, dem geht es um eine gerechte Gestaltung der Gesellschaft, in der Frauen wie Männer den gleichen Zugang zu ökonomischen, sozialen und kulturellen Ressourcen sowie zu machtvollen Positionen haben. Dieses Ziel ist bis heute weder quantitativ noch qualitativ erreicht. Frauen sind nach wie vor in allen sozialen wie auch politischen Bereichen unterrepräsentiert. Und auch zahlreiche Programme und Entscheidungen insbesondere im Bereich der Sozial- und Bildungspolitik schaffen kaum geschlechtergerechte Verhältnisse, sondern führen – trotz Gender Mainstreaming – zu neuen Formen der Diskriminierungen insbesondere von Frauen.



Im Vergleich zu vielen anderen bundesdeutschen Universitäten

Diese Maßgabe führt schließlich zu der Konsequenz, Geschlecht und Geschlechterforschung nicht länger als zentralen Interessensgegenstand feministischer Forschung und Politik zu betrachten, als ein exotisches, von feministischen Wissenschaftlerinnen betriebenes Politikfeld; vielmehr geht es um das Ziel, Geschlechterforschung als Querschnittsbereich in der politikwissenschaftlichen Disziplin zu etablieren. Erst dann nämlich wird es gelingen, die Studierenden mit Qualifikationen auszustatten, die unter dem Begriff der Genderkompetenz zusammengefasst werden. Umschrieben ist damit die Fähigkeit, im beruflichen Alltag Geschlechterstrukturen zu erkennen und ihre Effekte und Wirkungen für das eigene Handeln zu berücksichtigen. Und der Arbeitsmarkt erfordert zunehmend Gender Kompetenz in Organisationen der Privatwirtschaft ebenso wie in der staatlichen Verwaltung. Eine solide und grundlegende Ausbildung im diesem Bereich wird deshalb immer wichtiger. Dies gilt besonders für die LehrerInnenausbildung. Denn die LehramtsstudentInnen werden es zukünftig sein, die in Schulen Einfluss nehmen auf die soziale und kulturelle Herstellung jener Ordnung, die uns im Ergebnis als ›Geschlechterdifferenz‹, als ›Männlichkeit‹ oder ›Weiblichkeit‹ entgegentritt.

Im Vergleich zu vielen anderen bundesdeutschen Universitäten hat das Fach Politikwissenschaft an der Bergischen Universität für die Vermittlung von Genderkompetenz seit 2002 schon viel erreicht. Zwar ist die Politikwissenschaft bislang nur ein Teilbereich der Sozialwissenschaften und die Geschlechterforschung noch lange nicht als ausgewiesener Querschnittsbereich formal etabliert. Dennoch aber wird seit nunmehr sechs Jahren in allen Seminaren – zumindest was mein Lehrangebot betrifft – die Geschlechterperspektive bei den jeweiligen Lehrinhalten als Politikfeld – wie etwa die ›Geschlechterpolitik der EU‹, als theoretischer Ansatz – so bei den ›Integrations-theorien‹ oder aber als Querschnittsthema wie beispielsweise im Seminar zur ›Staatsbürgerschaftspolitik in Europa‹ miteinbezogen. Hier hat die politikwissenschaftliche Geschlechterforschung in den vergangenen 15 Jahren auch im deutschsprachigen Raum entscheidende Grundlagenforschung zur Ent-Deckung der Ausschließungsmechanismen aus der Politik geleistet. Entscheidend sind aber vor allem die Grundbegriffe der Politikwissenschaft, in die ich jedes Semester einführe. Denn historisch gesehen ent-

stand die Geschlechterforschung als eine kritische Auseinandersetzung mit den zentralen Konzepten und Paradigmen des Faches wie beispielsweise Macht und Herrschaft, Staat, Interesse, Gemeinwohl und Gerechtigkeit, die schließlich zu einem erweiterten Politikbegriff führten. Vor diesem Hintergrund bilden Demokratietheorie und Demokratiepoltik gewissermaßen den Fokus politikwissenschaftlicher Genderforschung, wobei Fragen der politischen, rechtlichen, ökonomischen und sozialen Demokratisierung der Geschlechterverhältnisses hierbei im Vordergrund stehen. Darüber hinaus werden aber auch theoretische Fragen, die den Grundkonsens demokratischer Gesellschaften, wie etwa Freiheit, Gleichheit, Solidarität betreffen, kritisch thematisiert und reflektiert.

Dieses breite Lehrangebot zu geschlechterbezogenen Themen trifft bei den Studierenden auf ein immer größeres Interesse. Das belegt auch die im Vergleich zu den Vorjahren steigende Anzahl der Examens-, Abschluss- und Doktorarbeiten, die gegenwärtig im Bereich politikwissenschaftlicher Genderforschung geschrieben werden. Dennoch darf nicht übersehen werden, dass die Zukunft der Geschlechterforschung in der Politikwissenschaft an der Universität Wuppertal zum gegenwärtigen Zeitpunkt keineswegs gesichert ist. Denn bislang ist sie nur personell, nicht aber strukturell ein wesentlicher Bestandteil des Lehrangebots. Eine Perspektive auch für die Universität Wuppertal muss deshalb sein, die Geschlechterforschung zu einem Studienschwerpunkt und zum expliziten Gegenstand der Förderung zu machen. Dazu gehört auch, Professuren und/oder unbefristetes Lehrpersonal für Gender Studies einzurichten, um damit die Grundlage zu schaffen für eine vertiefende Auseinandersetzung mit der Geschlechterthematik etwa im Rahmen eines interdisziplinären MA-Studiengang ›Gender Studies‹, der freilich noch eingerichtet werden müsste.

Dr. Gabriele Wilde, FB A



Dieses breite Lehrangebot zu geschlechterbezogenen Themen



Welche Konsequenzen



Eine Perspektive auch für die Universität Wuppertal muss deshalb sein, die Geschlechterforschung zu einem Studienschwerpunkt und zum expliziten Gegenstand der Förderung zu machen.

entscheidend im Bereich politikwissenschaftlicher Genderforschung geschrieben werden. Dennoch darf

...der Geschlechter eine der grundlegenden gesellschaftlichen Organisationsformen darstellt, ha

...sich nicht die Frage, inwieweit die Erkenntnisse des Mainstreams des Politikwissenschaftlichen Universität für die Vermittlung von Genderkompetenz als zentralen Interessensgegenstand feministischer Forschung und Politik zu betrachten, als ein exotisches, von feministischen Wissenschaftlerinnen betriebenes Politikfeld vielmehr geht es um das Ziel, Geschlechterforschung als Querschnittsbereich in der politikwissenschaftlichen Disziplin zu etablieren. Erst dann nämlich wird es gelingen, die Studierenden mit Qualifikationen auszustatten, die unter dem Begriff der Genderkompetenz zusammengefasst werden. Umschrieben ist damit die Fähigkeit, im beruflichen Alltag Geschlechterstrukturen zu erkennen und ihre Effekte und Wirkungen für das eigene Handeln zu berücksichtigen. Und der Arbeitsmarkt erfordert zunehmend Gender Kompetenz in Organisationen der Privatwirtschaft ebenso wie in der staatlichen Verwaltung. Eine solide und grundlegende Ausbildung im diesem Bereich wird deshalb immer wichtiger. Dies gilt besonders für die LehrerInnenausbildung. Denn die LehramtsstudentInnen werden es zukünftig sein, die in Schulen Einfluss nehmen auf die soziale und kulturelle Herstellung jener Ordnung, die uns im Ergebnis als ›Geschlechterdifferenz‹, als ›Männlichkeit‹ oder ›Weiblichkeit‹ entgegentritt.

Im Vergleich zu vielen anderen bundesdeutschen Universitäten hat das Fach Politikwissenschaft an der Bergischen Universität für die Vermittlung von Genderkompetenz seit 2002 schon viel erreicht. Zwar ist die Politikwissenschaft bislang nur ein Teilbereich der Sozialwissenschaften und die Geschlechterforschung noch lange nicht als ausgewiesener Querschnittsbereich formal etabliert. Dennoch aber wird seit nunmehr sechs Jahren in allen Seminaren – zumindest was mein Lehrangebot betrifft – die Geschlechterperspektive bei den jeweiligen Lehrinhalten als Politikfeld – wie etwa die ›Geschlechterpolitik der EU‹, als theoretischer Ansatz – so bei den ›Integrations-theorien‹ oder aber als Querschnittsthema wie beispielsweise im Seminar zur ›Staatsbürgerschaftspolitik in Europa‹ miteinbezogen. Hier hat die politikwissenschaftliche Geschlechterforschung in den vergangenen 15 Jahren auch im deutschsprachigen Raum entscheidende Grundlagenforschung zur Ent-Deckung der Ausschließungsmechanismen aus der Politik geleistet. Entscheidend sind aber vor allem die Grundbegriffe der Politikwissenschaft, in die ich jedes Semester einführe. Denn historisch gesehen ent-

stand die Geschlechterforschung als eine kritische Auseinandersetzung mit den zentralen Konzepten und Paradigmen des Faches wie beispielsweise Macht und Herrschaft, Staat, Interesse, Gemeinwohl und Gerechtigkeit, die schließlich zu einem erweiterten Politikbegriff führten. Vor diesem Hintergrund bilden Demokratietheorie und Demokratiepoltik gewissermaßen den Fokus politikwissenschaftlicher Genderforschung, wobei Fragen der politischen, rechtlichen, ökonomischen und sozialen Demokratisierung der Geschlechterverhältnisses hierbei im Vordergrund stehen. Darüber hinaus werden aber auch theoretische Fragen, die den Grundkonsens demokratischer Gesellschaften, wie etwa Freiheit, Gleichheit, Solidarität betreffen, kritisch thematisiert und reflektiert.

Dieses breite Lehrangebot zu geschlechterbezogenen Themen trifft bei den Studierenden auf ein immer größeres Interesse. Das belegt auch die im Vergleich zu den Vorjahren steigende Anzahl der Examens-, Abschluss- und Doktorarbeiten, die gegenwärtig im Bereich politikwissenschaftlicher Genderforschung geschrieben werden. Dennoch darf nicht übersehen werden, dass die Zukunft der Geschlechterforschung in der Politikwissenschaft an der Universität Wuppertal zum gegenwärtigen Zeitpunkt keineswegs gesichert ist. Denn bislang ist sie nur personell, nicht aber strukturell ein wesentlicher Bestandteil des Lehrangebots. Eine Perspektive auch für die Universität Wuppertal muss deshalb sein, die Geschlechterforschung zu einem Studienschwerpunkt und zum expliziten Gegenstand der Förderung zu machen. Dazu gehört auch, Professuren und/oder unbefristetes Lehrpersonal für Gender Studies einzurichten, um damit die Grundlage zu schaffen für eine vertiefende Auseinandersetzung mit der Geschlechterthematik etwa im Rahmen eines interdisziplinären MA-Studiengang ›Gender Studies‹, der freilich noch eingerichtet werden müsste.

Dr. Gabriele Wilde, FB A

Ein Ort für die wissenschaftliche Nachwuchselite:

Das Junge Kolleg der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften



© Beate Wickenden

Das junge Kolleg der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften hat elf neue Mitglieder, darunter auch die Erziehungswissenschaftlerin Dr. Claudia Schuchart von der Bergischen Universität Wuppertal. Für die junge Spitzenwissenschaftlerin ist die Berufung in die Nachwuchsschmiede der Akademie eine hohe Auszeichnung. Ihre Mitgliedschaft im Jungen Kolleg ist mit intensiver fachlicher Begleitung durch die Akademie und einem jährlichen Stipendium in Höhe von 10000 Euro über vier Jahre verbunden.

Das Foto zeigt den Festakt der nordrhein-westfälischen Akademie der Wissenschaften im Düsseldorfer Karl-Arnold-Haus. v.l.n.r.: Minister Prof. Dr. Andreas Pinkwart, Rektor Prof. Dr. Volker Ronge, die neue Kollegiatin Dr. Claudia Schuchart, Prof. Dr. Dr. Jürgen C. Jacobs und Akademie-Präsident Prof. Dr. Manfred J. M. Neumann

Die Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften hat im Jahr 2006 ein Förderprogramm ins Leben gerufen, um den exzellenten wissenschaftlichen Nachwuchs der nordrhein-westfälischen Universitäten ideell und finanziell zu unterstützen. Die Mitglieder des Jungen Kollegs – promoviert, bei Eintritt nicht älter als 36 Jahre und in befristetem Arbeitsverhältnis – werden für eine Dauer von vier Jahren ausgewählt.

Für die Finanzierung des Jungen Kollegs konnte die Stiftung Mercator (Essen) gewonnen werden. Es handelt sich um eines der größten Förderprogramme einer privaten Stiftung zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses in Nordrhein-Westfalen. Auch das Ministerium für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie des Landes Nordrhein-Westfalen unterstützt das Projekt, indem es das erforderliche Personal zur Verfügung stellt.

Die Fördereinbarung zur Gründung des Jungen Kollegs wurde am 1. September 2006 von dem Präsidenten der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, Professor Dr. Manfred J. M. Neumann, und dem Geschäftsführer der Stiftung Mercator, Robert Faulstich, unterzeichnet. Sie sieht Forschungsmittel in Höhe von 10 000 Euro jährlich für die Mitglieder des Jungen Kollegs sowie Zuschüsse für Forschungsreisen ins Ausland vor. Für die jungen Leute bedeutet die Berufung in das Junge Kolleg eine sichtbare persönliche Auszeichnung. Zugleich ermöglicht der Zuschuss aber auch Vorhaben, die unmittelbar der Forschung zugute kommen, ohne den Zuschuss aber nicht zu leisten wären.

Nach der ersten Ausschreibungsrunde im Jahr 2006 wurden 13 Mitglieder in das Junge Kolleg aufgenommen, nach der zweiten Ausschreibungsrunde 2007 kamen weitere 11 Mitglieder hinzu. Das fachliche Spektrum der Mitglieder des Jungen Kollegs ist weit gespannt und interdisziplinär ausgerichtet. Katholische Theologie, Altphilologie, Empirische Bildungsforschung, Rechtswissenschaft, Slawistik, Theoretische Physik, Weltraum- und Astrophysik, Demenz- und Atheroskleroseforschung, Biologie, Geologie, Chemie, Nanoelektronik, Informatik, Werkstoffkunde und Wirtschaftswissenschaften sind im Jungen Kolleg vertreten.

Die Mitgliedschaft im Jungen Kolleg setzt eine Vorauswahl durch die Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen voraus. Aus der Anzahl der durch die Hochschulleitungen erfolgten Benennungen werden dann in einem zweistufigen Auswahlverfahren besonders

geeignete Bewerberinnen und Bewerber ausgewählt. Die Bereitschaft zum interdisziplinären Diskurs, internationale wissenschaftliche Erfahrung, hochkarätige Veröffentlichungen und Drittmittelstärke sind die wesentlichen Qualifikationskriterien für die Auswahl der Kandidatinnen und Kandidaten.

Schon im ersten Jahr seines Bestehens hat sich das Junge Kolleg als eine besonders geeignete Fördermaßnahme auf dem Weg zur Professur erwiesen. Denn schon im Mai 2007 trat der erste und im Dezember der zweite Kollegiat eine Professorenstelle an und einige weitere werden 2008 einem Ruf folgen.

Jedes Mitglied des Jungen Kollegs wählt sich mit der Aufnahme aus der Schar der etablierten Akademiemitglieder Paten aus. Diese Paten sind bereit zum internen und externen wissenschaftlichen Diskurs. Zum ersten Mal wurde dies anlässlich des Forschungstags 2007 des Jungen Kollegs deutlich. Unter dem Motto ›Wissenschaft im Dialog‹ berichteten Mitglieder des Jungen Kollegs über ihre aktuelle Forschung, die von den fachlich nahe stehenden Paten kommentiert und in größere Zusammenhänge eingeordnet wurde.

In den beiden Auswahlverfahren hat das Ruhrgebiet seine Stellung als Elite-Schmiede für den wissenschaftlichen Nachwuchs eindrucksvoll unter Beweis gestellt. Fast die Hälfte der Kolleg-Mitglieder kommt aus dem Revier: sieben aus Bochum, einer aus Duisburg, einer aus Mülheim und einer aus Dortmund. Die Universität Münster stellt fünf der Mitglieder, drei kommen aus Köln, zwei aus Bonn, zwei aus Aachen und eines aus Wuppertal.

Die Ruhrgebiets-Kollegiatinnen und kollegiaten kommen alle aus den Bereichen Natur- und Ingenieurwissenschaften. Sie decken ein weites Fächerspektrum mit deutlicher Zukunftsorientierung ab. So forscht Oliver Trapp vom Max-Planck-Institut für Kohleforschung aus Mülheim/Ruhr über Möglichkeiten und Techniken, hocheffiziente Katalysatoren aufzufinden bzw. zu optimieren. Zwei der Bochumer, Eva Neuhaus und Marc Spehr, befassen sich mit Geruchsrezeptoren und deren Auswirkungen. Ulrich Heimhofer untersucht das Treibhausklima im Mesozoikum, Saskia Fischer beschäftigt sich mit nanoelektronischen Fragestellungen, Martin Wagner interessieren die Zwillingsseigenschaften von Materialien, Jörg Behler fragt nach der Wechselwirkung von organischen Molekülen mit Festkörperoberflächen in der Chemie, den Bio- und Materialwissenschaften und Andreas Shalchi sucht nach weiteren Erkenntnissen über die Strahlung im Welt-

raum und ihre Wirkung auf den Menschen. Wim Martens aus Dortmund will die Internet- und Datenbanktechnologie optimieren, und Cedrik Meier aus Duisburg-Essen sucht mit Hilfe der Nanotechnologie nach energiesparenden Lichtquellen.

Die Sprachwissenschaftlerinnen Mirja Lecke und Anja Bettenworth kommen aus Münster. Beiden gelingt es, Literaturen aus vergangenen Jahrhunderten – im einen Fall die slavische des 19. Jahrhunderts und im anderen Fall die Dichtung der griechisch-römischen Antike – mit einem beeindruckenden Gegenwartsbezug zu vermitteln.

Eine starke Riege bilden die drei Juristen aus Bonn, Köln und Münster, Christoph Thole, Andreas Funke und Bernd Hartmann. Medizin wird im Jungen Kolleg von zwei Frauen repräsentiert, der Münsteraner Neurologin Agnes Flöel und der Aachener Atheroskleroseforscherin Alma Zerneck. Aus Bonn kommen der Phylogenetiker Kai Müller und der Wirtschaftswissenschaftler Andreas Roider. Der katholische Theologe Klaus von Stosch ist vielen Fakultäten in Nordrhein-Westfalen verbunden: Bonn, Köln, Münster und Paderborn sind die Orte seiner Forschung und Lehre.

Im Januar 2008 wurde die empirische Bildungsforscherin Claudia Schuchardt aus Wuppertal in das Junge Kolleg aufgenommen. In ihrer Forschung geht es um die Ungleichheit in der Schulbildung. Insbesondere beschäftigt sie sich mit Ursachen für eine schicht- und migrationsspezifische Bildungsbeteiligung sowie die Möglichkeiten der Kompensation von Ungleichheiten innerhalb der institutionellen Strukturen von Bildungssystemen.

In verschiedenen kleineren Arbeitsgruppen diskutieren die Mitglieder des Jungen Kollegs Fragen von grundsätzlicher Bedeutung, die sie aus den verschiedenen Perspektiven ihrer jeweiligen Wissenschaftsdisziplinen heraus beleuchten. In einem der Arbeitskreise geht es zum Beispiel um die medizinischen, technischen, ethischen und rechtlichen Möglichkeiten und Grenzen, die bei der Realisierung des Kinderwunsches unterstützend oder begrenzend wirken können. Auch Fragen der aktuellen Hochschulpolitik fordern eine Positionierung der Nachwuchselite.

Im Jahr 2008 wird es eine dritte und zunächst letzte Ausschreibungsrunde für die Mitgliedschaft im Jungen Kolleg geben. Ein Jahr später erfolgt eine erste Evaluation, und von ihrem Ergebnis wird der weitere Fortbestand abhängig gemacht werden. Doch in dieser entscheidenden Frage dürften alle Beteiligten optimistisch in die Zukunft sehen: Denn Engagement und Freude an Erkenntnis haben sich noch immer bewährt.

Dr. Brigitte Lohkamp

Von 2003 bis 2008 war Brigitte Lohkamp Gleichstellungsbeauftragte im Ministerium für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie des Landes Nordrhein-Westfalen. Daneben betreute sie seit 2006 das Junge Kolleg an der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, deren Generalsekretärin sie seit dem 11. Februar 2008 ist.





Qualifizierungsprogramm für WissenschaftlerInnen

Science Careers Center (SCC)

Auf der Zielgeraden – Vorbereitung auf Disputation/Rigorosum

Das Seminar richtet sich an Promovendinnen, die kurz vor der Abgabe ihrer Dissertation stehen oder diese gerade eingereicht haben.

Seminarbeschreibung

Nach Jahren der überwiegend schriftlichen Auseinandersetzung mit Ihrem Thema innerhalb der Dissertation verlangt die Disputation plötzlich eine mündliche ›Verteidigung‹ von Ihnen. Vor einem Fach-/Publikum müssen Sie die eigene Leistung und Ihre Ergebnisse überzeugend darstellen. Dieser mündliche Auftritt fällt oft schwer.

Ziel des Workshops ist es, Sie als Doktorandin bei der effektiven inhaltlichen Vorbereitung auf Ihre Disputation zu coachen, indem Ihre Präsentations- und Überzeugungsfähigkeit trainiert werden.

Inhalte

- Zusammensetzung der Prüfungskommission: worauf sollte ich achten?
- Wie gestalte ich die Vorbereitung effektiv?
- Wie argumentiere ich und stelle meine Leistungen überzeugend dar?
- Wie gehe ich mit Lampenfieber um?
- Wie reagiere ich auf unerwartete/schwierige Fragen?
- Wie motiviere ich mich in diesem Endspurt?

Seminarleitung

Dr. Anja Frohnen
(impulsplus – beratung + coaching)
www.impulsplus.com

Termin und Ort

1,5 Tage
Do. 3. Juli 2008, 13.30 bis 17.00 Uhr
und Fr. 4. Juli, 10.00 bis 18.00 Uhr
an der BU Wuppertal,
Campus Freudenberg/Gästehaus

Teilnahmegebühr

50 Euro
Gebührenermäßigung möglich

Anmeldung

per e-mail
orlikowski@wiwi.uni-wuppertal.de
oder telefonisch unter 439-3032

NEOPHA

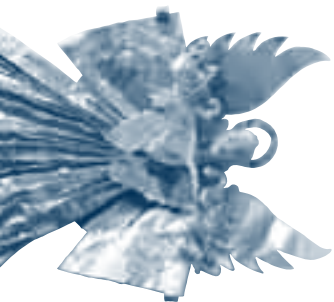


Anja Maria Boxleitner wird 1980 im niederbayrischen Passau geboren. Bevor sie 2000 in Deggendorf ihr Abitur macht, sieht es so aus, als ob sie für die kommenden Jahre als Hochleistungssportlerin aktiv ist. Nachdem sie 1999 Mountainbike Vizeweltmeisterin wird, stehen der jungen Sportlerin alle Türen für eine entsprechende Karriere offen.

Boxleitner hat aber nicht nur eine Begabung: Sie gewinnt auch diverse Kunstpreise, wie den Preis des Bundestagspräsidenten und stellt im Maximilianeum in München aus, wo sie auf Anraten des damaligen Kultusministers Zehetmair Kunstpädagogik an der Ludwig Maximilians Universität studiert. In dieser Zeit spezialisiert sie sich auf Malerei, Buchgestaltung und Museumspädagogik. 2002 will sie ihre Fähigkeiten weiter ausbauen und Kommunikationsdesign studieren. Der erstklassige Ruf der Bergischen Universität Wuppertal wegen seines Studienganges Kommunikationsdesign bringt sie dazu, Bayern zu verlassen und nach Nordrhein Westfalen zu ziehen. In einem hervorragenden Gestaltungs- und Forschungsumfeld wird sie im Grundstudium von Prof. Dr. Gerda Breuer und Prof. Dr. Heiner Mühlmann, der für seine ›Stress-Relaxationstheorie‹ bekannt ist, ausgebildet. Danach studiert sie im Hauptstudium Visuelle Kommunikation und Konzeption bei Prof. Hans Günter Schmitz, der bereits viele Jahre an der Universität unterrichtet und mit seinem funktionellen, Preis gekrönten Design einen Namen gemacht hat. Prof. Stv. Dr. Bernhard Uske unterstützt ihr Studium in allen Theoriefächern, er diskutiert neue, zeitgenössisch relevante Themen und verbessert das Kommunikationsverständnis entscheidend. Hier werden die Grundsteine für ihr systematisches Interesse an Kommunikation und deren visuellen Gestalt gelegt. ¶ ›Im Gegensatz zu Fachhochschulen gleicher Richtung bietet die Universität eine Art binäre Ausbildung des Faches und distanziert sich somit vom eindimensionalen Grafikdesign. So habe ich beispielsweise die Strukturen von Religion analysiert, um

Parallelen im Kommunikationsdesign zu finden. Die zunehmende Rezeption religiöser Elemente darin ist ein Indiz dafür, dass sich die Problemperspektive des modernen Subjekts von der instrumentellen auf die normative Ebene verlagert hatten. Denn die Konsumwerbung im ›Advertising Age‹ beantwortet kaum mehr die Fragen nach Gebrauchswert und primärem Nutzen, sondern inszeniert religiös-kultische Antworten auf latente existentielle Fragen wie die nach der eigenen Identität und persönlicher Lebensgestaltung. ¶ 2006 schließt sie ihr Diplom mit Auszeichnung ab, indem sie einen Pharmakonzern namens NEOPHA konzipiert, der eine neuartige Glaubensform auf den Markt bringt. Das Konzept ist fiktiv und doppeldeutig und orientiert sich aber am sozialen Bedürfnis nach einem reinen und unverfälschten Glauben. In einem Zeitalter, in dem nicht das Produkt als solches zählt, sondern das Marken(be)kenntnis, scheint gerade dieses Bekenntnis ›Opium des Volkes‹ geworden zu sein. Längst hat die Marke die Religion des 20. Jahrhunderts abgehängt und mausert sich langsam zur ›Heiligkeit‹ in einer entgöttlichten Welt: ¶ ›In einer Welt, in der die Menschen ihren religiösen Glauben verlieren, entstehen unbewusst Defizite. Daher soll eine Rückorientierung zum Glauben für mehr Ausgeglichenheit, Gesundheit und Wohlbefinden sorgen. Da Kirche als überholt und spießig gilt, soll der fehlende Sinn durch ein zeitgemäßes, religiöses Medium ersetzt werden und dabei vor allem eines sein: tragbar, praktisch, flexibel und individuell. ¶ Die Lösung liefert der Pharmakonzern neopha, indem er eine neuartige Glaubensform auf den Markt bringt, bei welcher der Gläu-

bigen nicht mehr wie im ursprünglichen Sinne betet oder meditiert. Er erfährt den religiösen Zustand über die Einnahme Gehirn stimulierender Pharmaka. ¶ Das Kommunikationskonzept umfasst folgende Module, die ebenso visualisiert wurden: ¶ 1) ID REGISTRATION (Werbeanzeige, Anmeldekarte) ¶ 2) COMMUNITY MEMBERSHIP (Neopha Bibel, Mitgliedskarte) ¶ 3) PRODUCT DONATION (Produkte: Methamystolicum 01–03) ¶ Für diese kulturkritische Arbeit erhielt Anja Maria Boxleitner 2007 den ›Red-Dot‹, einen internationalen Design Preis für besonderes und qualitativ hochwertiges Design. ¶ Bereits zu Studienzeiten arbeitete sie für renommierte Designagenturen wie etwa kw43 in Düsseldorf und betreute dort Kunden wie Porsche, comdirect oder Viessmann. Momentan steht die Diplom Designerin bei der Bergischen Universität Wuppertal als wissenschaftliche Mitarbeiterin unter Vertrag, wo sie in Lehre und Forschung tätig ist. Im Lehrgebiet von Prof. Hans Günter Schmitz unterrichtet sie Buchgestaltung und Packagingdesign. Als Forschungsschwerpunkt analysiert sie ›Physiognomische Strukturen visueller Kommunikation‹ und schreibt darüber ihre Dissertation. ¶ ... weitergebend und ausbauend, was sie selbst von ihren Lehrern mitnehmen durfte. ¶ Anja Maria Boxleitner, Diplom Designerin, FB F



› Deutsche Tage ‹

Die Diplomarbeit mit dem Titel
›Deutsche Tage – Brauchtum in Deutschland‹
wurde im Sommer 2006 erstellt und von Prof. Hans Günter Schmitz
und Prof. Stv. Dr. Bernhard Uske im Fachbereich F
der Bergischen Universität Wuppertal betreut.

Die Idee der Diplomarbeit entstand durch die Frage nach dem
typisch Deutschen. Es ging um Attribute, die ein Land auszeichnen und um Aspekte,
die Heimat generieren. In diesem Zusammenhang bildet das Brauchtum
idealen Nährboden. Brauchtum ist vielfältig und bunt. In der Gänze ergibt sich ein herzliches
Allerlei. Die Aufgabe der Diplomarbeit bestand darin, diese Erscheinungsformen zu ordnen.
Die Aufgabenstellung der Diplomarbeit war demnach die Konzeption eines Buches
(Editorial Design) zum Thema Brauchtum in Deutschland.

Strukturell orientiert sich die Arbeit am gregorianischen Kalender
und beinhaltet Bräuche und deren Erscheinungsformen. Das so entstandene Buch
stellt jedoch kein feiertägliches oder gar religiöses Nachschlagewerk dar, sondern doku-
mentiert vielmehr Zeichen und Symbole, die im Kontext mit deutschem Brauchtum stehen.
Das Ergebnis ist ein Sammelsurium von Abbildungen hoher emotionaler und anekdotischer
Qualität. Die Diplomarbeit ›Deutsche Tage‹ erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit,
sondern lädt den Betrachter dazu ein, das Buch gedanklich zu ergänzen.
Der Betrachter soll durch die Präsentation der typischen Souvenirs aus dem jeweiligen
Brauchtums-Kontext an verschiedene Feste, deren Begehung und Zeichen erinnert
werden, und so seine eigenen Andenken wieder ins Gedächtnis rufen.

Die äußere Form der Arbeit soll an eine alte Fibel erinnern,
die vielleicht schon lange auf dem Dachboden liegt und in Vergessenheit geraten ist.
Im Dezember 2007 wurde die Diplomarbeit ›Deutsche Tage – Brauchtum in Deutschland‹
mit dem reddot design award ausgezeichnet.

☞ Verena Landgraf, Designerin.





Geboren in Mönchengladbach | Abitur | Ausbildung zur Mediengestalterin (Düsseldorf) | Studium der visuellen Kommunikation an der FH Aachen | Austauschsemester an der ABKM Maastricht (Niederlande) | Diplom I (FH Aachen) betreut von Prof. Klaus Mohr | Ergänzungsstudium Kommunikationsdesign an der Bergischen Universität Wuppertal | Diplom II (BUW) betreut von Prof. H.G. Schmitz und Prof. Stv. Dr. Bernhard Uske. | reddot design award für die Diplomarbeit ›Deutsche Tage‹ (Diplom II) | | Aktuell | freiberufliche Artdirektorin im Büro Longjaloux GmbH (Wuppertal) und Dozentin für Kommunikationsdesign am Kulturforum Alte Post Neuss.



Die Anfänge des Mädchenabiturs in Wuppertal

¶ 1928 vermachte Hedwig Wülfing ihr Vermögen der Stadt Elberfeld mit dem eindeutigen Auftrag der Förderung bildungshungriger Mädchen. Die Stiftung, die noch heute besteht, erfolgte in ihrem Todesjahr und vielleicht eher zufällig zwanzig Jahre nach der gesetzlichen Einführung von Abitur und Studium für Mädchen und Frauen in Preußen. Ein königlicher Erlass vom 18.8.1908 zur Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens war nicht zuletzt das Ergebnis energischer Bemühungen der Pädagogin Helene Lange und ihrer Mitstreiterinnen in Berlin und anderswo. Nur wenigen besonders begabten Mädchen sollte allerdings nach diesem Erlass der Zugang zur Hochschulreife offen sein. Als bestimmend für das weibliche Leben galt weiterhin der ›Naturberuf‹ einer Ehefrau und Mutter. ¶ Aus der Mehrzahl bisheriger Mädchenschulen wurden Lyceen mit Betonung der Sprachen sowie der Fächer Hauswirtschaft und Religion. Mädchen aus dem Bürgertum konnten diesen mittleren Bildungsweg für neue ›weibliche‹ Betätigungsfelder nutzen wie das einer Kindergärtnerin oder Hauswirtschafterin. In den Oberlyceen war zudem die Ausbildung zur technischen Lehrerin möglich. Eine solche Einrichtung entstand in Elberfeld, bei regem Zulauf notdürftig untergebracht in den Räumen

der Stadtparkasse am Mäuerchen und der Kochschule an der Kasinostraße. ¶ Welche Voraussetzungen schufen nun aber die Wupperstädte Elberfeld und Barmen für den Zugang des bisher unterprivilegierten weiblichen Geschlechts zum Abitur? Dass dieser Bildungsweg außerhalb der altherwürdigen Gymnasien erfolgen sollte, war nach dem dualistischen Menschenbild der damaligen Zeit eine Selbstverständlichkeit. ¶ 1910 schritt die Stadt Barmen zur Tat. Die städtische Mädchenschule in der Unterbarmer Druckerstraße wurde zum Lyceum mit angeschlossener Studienanstalt, so der offizielle Begriff für die zum Abitur führende Oberstufe. Vielleicht hatte sich niemand etwas bei der Namensähnlichkeit zu solchen Zwangseinrichtungen aus dem vergangenen Jahrhundert wie Erziehungs- und Kadettenanstalt gedacht. ¶ Der Schulleiter ›Professor‹ Halfmann führte 1915 die ersten 20 Mädchen ›seiner‹ Studienanstalt zum Abitur. ¶ Das Interesse wohlhabender Fabrikantenfamilien, mit der Ermöglichung von Hochschulreife und Studium einen ›Blaustrumpf‹ heranzuziehen, hielt sich allerdings in Grenzen. ¶ Um dennoch Erfolge durch steigende Schülerinnenzahlen vermelden zu können, richteten sich die Begehrlichkeiten des Direktors auf die Nachbarstadt. Nur zu gern erinnerte er

bei seinen Vorgesetzten an einen gemeinsamen Ratsbeschluss, nach dem die Großstädte Barmen und Elberfeld in Bezug auf die Mädchenbildung nicht in Konkurrenz treten wollten. Demnach war in der benachbarten Kommune zunächst nicht an eine öffentliche Einrichtung wie in Unterbarmen gedacht. Existierten hier doch seit 1905 private Abiturse für Schulabgängerinnen der städtischen höheren Mädchenschule, zudem für junge Lehrerinnen, um nach anschließendem Studium die Lehrbefähigung in den oberen Klassen der Lyceen und Oberlyceen zu erlangen. ¶ Für die Stadt, die allein in den Nachmittagsstunden Klassenräume bereitstellen musste, entstanden somit keine Kosten. Wie die Lehrerhonorare für die Pädagogen aus den benachbarten Gymnasien so wurden auch Umlagen für Strom usw. von den wohlhabenden Eltern der bildungswilligen Mädchen getragen. ¶ Gerade auf dieses private Bildungsprojekt in der Nachbarstadt hatte es der Direktor der Einrichtung in der Unterbarmer Druckerstraße abgesehen. ¶ Seine Anstrengungen für ein Verbot führten ihn bis zum Berliner Kultusministerium. Auch die Rechtsanwältsgattin Thekla Landé als Initiatorin der Elberfelder Abiturse wurde hier vorstellig. Unterstützung fand sie im Elternbeirat und bei den Damen im ›Verein für Frauenbestrebungen‹ dessen Vorstand sie angehörte. ¶ Ausschlaggebend für den Erfolg der Stadt Barmen war letztendlich ein positiver Bescheid des



Literaturhinweise

- Elke Brychta, Anna-Maria Reinhold: ›... sich keine Konkurrenz zu machen‹, in: ›Geschichte im Wuppertal‹, Jahresschrift des Bergischen Geschichtsvereins 2005, S. 41–50.
- Elke Brychta, Anna-Maria Reinhold, Arno Mersmann: mutig, streitbar, reformerisch. Die Landés. Sechs Biografien 1859–1977, Klartext Verlag Essen 2004.
- Klaus Koch: 130 000 Euro für Mädchen an Gymnasien, in: wZ 1. 6. 2005.



Düsseldorfer Regierungspräsidenten auf das Schreiben des Barmer Oberbürgermeisters Voigt. Dieser hatte darum gebeten, ›die Weiterführung der Kurse in Elberfeld zu versagen, da ein Bedürfnis mit Rücksicht auf die Barmer Studienanstalt nicht vorhanden ist.‹ ¶ In Elberfeld entstanden ab 1913 keine neuen Realgymnasialkurse mehr. Die Auslaufenden wurden noch von jeweils 10–20 Mädchen besucht. ¶ Direktor Halfmann aber konnte in der Jahresschrift des Lyceums Druckerstraße vermelden: ›Das Schuljahr 1913 hat die Entwicklung der Studienanstalt zum Abschluss gebracht. Die Zahl ihrer Schülerinnen hat die Existenznotwendigkeit für die Wupperstädte und Umgebung erwiesen, ihre Leistungen die Gleichwertigkeit mit den höheren Knabenschulen.‹ ¶ Die langjährige ehrenamtliche Initiatorin der privaten Elberfelder Gymnasialkurse ›Frau Rechtsanwält Thekla Landé‹ kämpfte fortan zusammen mit ihrem Ehemann, dem sozialdemokratischen Stadtverordneten Hugo Landé, für die Einrichtung einer Studienanstalt in Elberfeld, angeschlossen an eines der beiden städtischen Lyceen. ¶ Erst 1926, zwei Jahre vor dem Tod der Stifterin Hedwig Wülfing befand sich eine solche ›im Aufbau‹, als gymnasialer Überbau des Lyceums an der Aue. ¶ Anders als den offiziellen Stellen in der Stadt Elberfeld war der edlen Spenderin der Zugang des weiblichen Geschlechts zum Abitur ein wichtiges Anliegen gewesen.

- ¶ Elke Brychta
- ¶ Anna-Maria Reinhold



Programm 2008 – Zur Frauen- und Geschlechtergeschichte

Samstag, 17. Mai, 11.00–13.15 Uhr

Flucht und Exil – geboren im Wuppertal

Auf den Spuren von Helene Stöcker, Armin T. Wegener und Else Lasker-Schüler. Mit Besuch des Autorenarchivs in der Zentralbibliothek. Mit dem Literaturhaus e.V. Anmeldung unter Tel. 0202 44 01 48 oder elke.brychta@geschichte.gestalten.de Treff: wird bei Anmeldung bekannt gegeben 5 €

Sonntag, 18. Mai, 14.00–16.15 Uhr

Die Elberfelder Hardt – ›ein Gebirge mit hübschen Anlagen‹

Geschichten um den Wundarzt Diemel, Gartengestalter Siesmeyer, die vermögende Julie Eller und ihre Männer und anderes zu 200 Jahren Bürgerpark. Mit der Bergischen vhs. Treff: Bushaltestelle Neunteich (Aldi, Bus) 5 €

Samstag, 24. Mai, 9.00–18.00 Uhr

Schätze im Bergischen Land – Tour 1

Überraschungs-Bustour zu ungewöhnlichen und kaum bekannten Orten im Bergischen Städtedreieck. Wir begeben wir nicht nur auf die Spuren der Industriegeschichte, sondern beleuchten vielfältige Aspekte wie Freizeit, Sport, Hausfrauenarbeit oder Wohnen. Dabei besuchen wir ein nicht alltägliches Museum der Textilindustrie, schauen in eine alte Waschküche und wundern uns über den Bau der ungewöhnlichsten Wohnhäuser. Gegen Mittag besteht die Möglichkeit, eine Kleinigkeit zu essen bzw. zu trinken. Zusammen mit Dr. Arno Mersmann und Arbeit und Leben. Anmeldung unter 0202 30 35 02. Treff: wird bei Anmeldung bekannt gegeben 15 €

Mittwoch, 28. Mai, 15.00–17.15 Uhr

200 Jahre ›Schwesterstadt‹ Barmen

Markante Punkte und heutige Straßennamen zwischen Alter Markt und Werther Brücke erinnern an eine wechselvolle Geschichte. Mit der Bergischen vhs. Treff: Schwebbahnhalte Alter Markt 5 €

Sonntag, 8. Juni, 14.00–16.15 Uhr

Die Barmer Hardt – der ›hillige‹ Berg

Von Missionaren und Missionsbräuten, einer aufmüpfigen Professorin, widerständigen Theologen und andere Geschichten am Wege zwischen Missions- und Schwesternhaus, Kirchlicher und Pädagogischer Hochschule. Mit der Bergischen vhs. Treff: Unterbarmer Hauptkirche, Martin-Luther-Straße 5 €

Mittwoch, 11. Juni, 15.00–17.15 Uhr

Männerstreben, Frauenleben in Unterbarmen damals und heute

Mit einem ›Blick‹ hinter Haus-, Kirchen- und Fabrikfassaden. Mit der Bergischen vhs. Treff: Schwebbahnhalte Loher Brücke 5 €

Samstag, 21. Juni, 9.00–18.00 Uhr

Schätze im Bergischen Land – Tour 1

Überraschungs-Bustour zu ungewöhnlichen und kaum bekannten Orten im Bergischen Städtedreieck. Wir begeben wir nicht nur auf die Spuren der Industriegeschichte, sondern beleuchten vielfältige Aspekte wie Freizeit, Sport, Hausfrauenarbeit oder Wohnen. Dabei besuchen wir ein nicht alltägliches Museum der Textilindustrie, schauen in eine alte Waschküche und wundern uns über den Bau der ungewöhnlichsten Wohnhäuser. Gegen Mittag besteht die Möglichkeit, eine Kleinigkeit zu essen bzw. zu trinken. Zusammen mit Dr. Arno Mersmann und Arbeit und Leben. Anmeldung unter 0202 30 35 02. Treff: wird bei Anmeldung bekannt gegeben 15 €

Sonntag, 10. August, 13.30–16.30 Uhr

Denkmäler in Elberfeld

Verrückt, verschwunden, wiederaufgestellt. Denkmäler entlang des Weges von der Südstadt bis zur Hardthöhe ermöglichen andere interessante und neue Einblicke in die Wuppertaler Geschichte. Incl. Kaffee/Tee und Kuchen. Treff: Historische Stadthalle am Johannisberg, Haupteingang 12 €

Samstag, 23. August, 14.00–16.15 Uhr

*Fäden, Farben, Wasser Dampf – das Industriezeitalter im Wuppertal
Route 9: Elberfelder Nordstadt – Ostersbaum
Sozialer Fortschritt im Spiegel sozialer und kultureller Einrichtungen.*

Die Führung durch die Quartiere um die Kreuzkirche, den Mirker Bahnhof und das Stadtviertel Ostersbaum beleuchtet 100 Jahre Stadtentwicklung. Schulen, Kinderkrippen. ›Zufluchtshaus‹, Brausebad sowie andere Einrichtungen lassen gleichzeitig die Entwicklung des Gemeinwesens dieser Zeit erkennen. Mit Arbeit und Leben. Treff: Neumarkt, Brunnen 4 €

Sonntag, 31. August, 11.00–13.15 Uhr

Zum NRW-Tag

Villen, Wagnis und Gesundheit – Drei außergewöhnliche Frauen und das ›Feine-Leute-Viertel am Zoo
Entlang der prächtigen Villen ›begegnen‹ wir u.a. außergewöhnlichen Frauen wie eine kühne Ballonfahrerinnen, eine Pionierin der Naturheilkunde oder eine mutige Theaterfrau. Mit der Bergischen vhs. Treff: Schwebbahnhalte Zoo/Stadion 5 €

Samstag, 6. September, 14.00–17.00 Uhr

Arrenberg, Ehrenfriedhof, Königshöhe – christlich, sozial, national

Männer- und Frauenwelten zwischen Krieg und Frieden, u. a. am Beispiel der Volksmissionarin Johanna Faust (1825–1903), des ›Prothesendoktors‹ Ferdinand Sauerbruch und der Baronin Selma von der Heydt (1862–1944), Vorstandsdame im Vaterländischen Frauenverein. Incl. ein kleines Picknick. Anmeldung unter 0202 44 01 48 oder elke.brychta@geschichte.gestalten.de Treff: wird bei Anmeldung bekannt gegeben 7 €

Samstag, 13. September, 9.00–18.00 Uhr

Schätze im Bergischen Land – Tour 2

Nach dem Erfolg unserer ersten Überraschungs-Bustour 2007 zu ungewöhnlichen und unbekanntenen, oft zwischen Berg und Tal gelegenen Orten in Wuppertal, Remscheid und Solingen möchten wir Sie auf eine weitere, neue Entdeckungstour mitnehmen. Wuppertal aus der Vogelperspektive steht ebenso auf dem Programm wie der Besuch in einem alten Bauernhaus. Kennen Sie die Freilichtbühne mitten im Dorf oder das kleine Rokoschlösschen am Stadtrand? Bei allem Staunen bleibt auch Zeit für eine Mittagspause und eine Tasse Kaffee. Zusammen mit Dr. Arno Mersmann, Ilse Röhrig-Beumker und Arbeit und Leben. Anmeldung unter 0202 30 35 02 Treff: wird bei Anmeldung bekannt gegeben 15 €

Donnerstag, 18. September, 17.00–19.15,

Flucht und Exil – geboren im Wuppertal

Auf den Spuren von Helene Stöcker, Armin T. Wegener und Else Lasker-Schüler. Mit Besuch des Autorenarchivs in der Zentralbibliothek. Mit dem Literaturhaus e.V. Treff: wird bei Anmeldung bekannt gegeben 5 €

Samstag, 20. September, 14.00–18.00 Uhr
*Das ›Tal der fleißigen Mädchen‹
 – Eine Zeitreise mit der Schwebe-
 bebahn und zu Fuß*

Auf den Spuren der Textilindustrie im früheren Wuppertal. Halt u. a. im geschichtsträchtigen Atelier der bekannten Bildhauerin Ulle Hees, ›Schöpferin‹ des Denkmals ›Mina Knallenfalls‹. Anmeldung unter 0202 44 01 48 oder elke.brychta@geschichte-gestalten.de (bis 20 Personen). Treff: wird bei Anmeldung bekannt gegeben 7 €

Mittwoch, 24. September, 16.00–18.15 Uhr
Rund um den Laurentiusplatz
 Von Lust und Liebe, Bildung und Religion mit Namen wie Amalie Brügelmann, de Weerth, Breuer, Kolping und Landé. Mit der Bergischen vhs. Treff: Laurentiusplatz 5 €

Sonntag, 12. Oktober, 14.00–16.15 Uhr
Die Elberfelder Hardt – ›ein Gebirge mit hübschen Anlagen‹
 Geschichten um den Wundarzt Diemel, Gartengestalter Siesmeyer, die vermögende Julie Eller und ihre Männer und anderes zu 200 Jahren Bürgerpark. Mit der Bergischen vhs. Treff: Bushaltestelle Neunteich (Aldi, Bus) 5 €

Dienstag, 14. Oktober, 14.00–16.15 Uhr
Kirchgang einmal anders durch die Elberfelder City
 Skurrile, heitere und ernste Geschichten zur Glaubensvielfalt auf engstem Raum. Turbulenzen um die erste Presbyterinnenwahl in den 1920er Jahren. Mit der Bergischen vhs. Treff: Kirche in der City, Kirchplatz, Elberfeld 5 €

Sonntag, 26. Oktober, 14.00–16.15 Uhr
*Die Barmer Hardt –
 der ›hillige‹ Berg*

Von Missionaren und Missionsbräuten, einer aufmüpfigen Professorin, widerständigen Theologen und andere Geschichten am Wege zwischen Missions- und Schwesternhaus, Kirchlicher und Pädagogischer Hochschule. Mit der Bergischen vhs. Treff: Unterbarmer Hauptkirche, Martin-Luther-Straße 5 €

Mittwoch, 29. Oktober, 15.00–17.15 Uhr
*Erlebnis Industriekultur
 200 Jahre Barmen – die Entwicklung einer aufstrebenden Industriestadt*

Vorwerk – mehr als 180 Jahre Barmer Textilgeschichte – und andere markante Bauten wie das Eisenbahn-Viadukt, die ›Concordia‹, das ehemalige Stadtbad (Brauhaus) oder die einstige ›Ruhmeshalle‹ zeugen von der rasanten Entwicklung einer einst bedeutenden Industriemetropole.

Treff: Schwebebahnstation Alter Markt 3 €

Kontakt

Elke Brychta
 Tel. 0202 44 01 48
 elke.brychta@geschichte-gestalten.de
 www.geschichte-gestalten.de





Gelebte Philosophie

Simone de Beauvoir * 9. Januar 1908 † 14. April 1986

›Als Frau wird man nicht geboren, zur Frau wird man‹, lautet die wohl berühmteste These von Simone de Beauvoir. Sie stammt aus dem Buch ›Das andere Geschlecht‹, dem grundlegenden theoretischen Werk zur Frauenbewegung. Erschienen ist das mehr als 1000 Seiten starke Buch im Jahr 1949, da konnten die französischen Frauen seit gerade Mal fünf Jahren wählen.

Geboren wurde Simone de Beauvoir im Januar 1908 in Paris, als ›Tochter aus gutem Hause‹ wie der erste Band ihrer Memoiren lautet. Sie studierte später französische Philologie, dann Philosophie und lernte in dieser Zeit Jean-Paul Sartre kennen. Einige Zeit arbeitete sie nach dem Studium als Lehrerin, bevor sie wiederum und diesmal endgültig nach Paris ging, um dort als freie Schriftstellerin zu leben. Viel ist über die Beziehung Sartre – Beauvoir geschrieben und noch mehr gerätselt worden, galt sie doch lange Zeit als geradezu revolutionärer Lebensentwurf, schon allein deshalb, weil beide nie zusammen in einer Wohnung lebten, sondern jeder für sich ein eigenes Appartement in Paris hatte, somit alles andere als ›bourgeois‹ war.

Wie Sartre ist Beauvoir eine Vertreterin der Philosophie des Existentialismus und dementsprechend sind die Themen ihrer Romane, Erzählungen und Reiseberichte. In ›Zeremonie des Abschieds‹ schildert sie die letzten Lebensjahre ihres Weggefährten, in ›Ein sanfter Tod‹ das Sterben ihrer Mutter. ›Die Welt der schönen Bilder‹ beschreibt eine Gesellschaft, in der Statussymbole alles sind und Gefühle zu bloßen Werbespots gerinnen. In ›Sie kam und blieb‹ schildert sie eine Dreieckbeziehung. Mit dem französischen Literaturpreis wurde der Schlüsselroman über Linksintellektuelle am Ende des 2. Weltkriegs ›Die Mandarins von Paris‹ ausgezeichnet. Simone de Beauvoir wäre in diesem Jahr 100 Jahre alt geworden. Ihr Werk ist immer noch aktuell.

☞ Susanne Christ

Diskriminierungsfrei(er)e neue Entgeltordnung

Die 19. Mitgliederversammlung der Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschule (BuKoF) hat folgenden Beschluss zu einer neuen Entgeltordnung im öffentlichen Dienst gefasst und diese an die Tarifvertragsparteien zur Kenntnis weitergeleitet:

Stellungnahme der Kommission MTV der BuKoF zur neuen Entgeltordnung

Ausgehend vom bisherigen Stand der Diskussion zur neuen Entgeltordnung ergeben sich für die Bundeskonferenz der Frauenbeauftragten und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen folgende Forderungen an die Tarifparteien:

1. Stellenwert des Grundsatzes der Diskriminierungsfreiheit

Die BuKoF fordert die Tarifparteien auf, bei Verhandlungen über die neue Entgeltordnung dem Grundsatz der Diskriminierungsfreiheit zentrale Bedeutung beizumessen. Der gewerkschaftliche Grundsatz, die bisher erreichten Wertebenen zu erhalten, schreibt die bestehende

Unterbewertung von frauendominierten Tätigkeiten fort und wird dem rechtlichen Anspruch an Entgeltgleichheit nicht gerecht (sog. mittelbare Diskriminierung). Auch von den öffentlichen Arbeitgebern erwartet die BuKoF ein Reformkonzept, das die in verschiedenen Studien festgestellten Diskriminierungspotentiale des BAT/BAT-O, MTArb, MTArb-O bzw. BMT-G/BMTG-O, die in die geltenden Entgeltregelungen übergeleitet wurden, beseitigt.

2. Vorausschauende Tarifstrategie

Die BuKoF fordert, dass die Tarifparteien Sorge dafür tragen, dass die arbeitsrechtlichen Standards zur Entgeltgleichheit unter den Tarifverantwortlichen bekannt gemacht und anerkannt werden. Es ist rechtlich unstrittig, dass Tarifvertragsparteien bei der Regelung der neuen Entgeltordnung den Gleichheitssatz nach Artikel 3 Abs. 1 GG und zwingendes Gesetzesrecht zu beachten haben. Als förderlich sieht die BuKoF vielmehr eine Tarifstrategie, die den Grundsatz der Entgeltgleichheit für Männer und Frauen vorausschauend beachtet. Dadurch kann vermieden werden, dass das Bundesarbeitsgericht, das in den vergangenen Jahren mehrfach über Gleichheitsverstöße in Tarifverträgen des öffentlichen Dienstes entschieden hat, Tarifnormen für unwirksam erklärt.





3. ›Neue Entgeltordnung‹ als Projekt des Gender Mainstreaming

Die BuKoF fordert, dass sich die Verhandlungsparteien dazu verpflichten, die Verhandlungsergebnisse zur neuen Entgeltordnung vor ihrer Unterzeichnung auf ihre voraussichtlichen Auswirkungen auf Frauen und Männer zu analysieren. Damit würde dem Kerngedanken des Gender Mainstreaming entsprochen. Bei dieser ex-ante-Analyse ist die Diskriminierungsfreiheit durch Paarvergleiche ausgewählter männer- und frauendominierter Tätigkeiten zu prüfen.* Aktuelle und umfassende Stellenbeschreibungen, die unter Beteiligung der Betroffenen erstellt sein müssen, sieht die BuKoF als eine unverzichtbare Voraussetzung für die Eingruppierung in die neue Entgeltordnung. Mit der Entgeltordnung sollte die jährliche Erstellung betrieblicher Entgeltstatistiken vereinbart werden, die zeigen, wie hoch die Differenzen zwischen frauen- und männerdominierten Tätigkeiten sind.

Brochüre ›Fair P[lay]‹
herausgegeben vom Bundes-
ministerium für Familie,
Senioren, Frauen und Jugend

Echältlich als Download unter
[http://www.bmfsfj.de/
bmfsfj/generator/Kategorien/
Publikationen/publikationsliste,
did=100390.html](http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/Kategorien/Publikationen/publikationsliste, did=100390.html)

4. Durchsetzung der Entgeltgleichheit

Die BuKoF behält sich vor, sich ggf. an die unabhängige Antidiskriminierungsstelle des Bundes zu wenden, um dem Grundsatz der Entgeltgleichheit in der neuen Entgeltordnung zur Durchsetzung zu verhelfen.

☞ Gabriele Hillebrand-Knopff

* Vgl. BMFSFJ (2007): Leitfaden ...
aktualisierte und überarbeitete Fassung

Taschengeld für Mütter oder Krippenplatz fürs Kind?

Eine Genderanalyse zum Betreuungsgeld

Deutschlands frühkindliche Betreuung soll verbessert werden. Zur Verbesserung jedoch möchte jede Partei auf ihre eigene Weise beitragen. Die SPD fordert schon seit längerem Objektförderung: Steuergelder sollen in bessere, mehr und kostenfreie Kinderbetreuung ab dem Kleinstkindalter investiert werden. Väter und Mütter sind weiterhin erwerbstätig. Die CSU propagiert hingegen einen anderen Weg: Die Kleinen sollen in den ersten Jahren zu Hause betreut werden, ein kleines Taschengeld (Subjektförderung) wird dafür aus Steuermitteln zur Verfügung gestellt. Zunächst waren es vor allem Männer in der CSU, die das Betreuungsgeld auch gegen den eigenen Frauenverband durchsetzen wollten. Nach kontroverser Debatte hat auch die CDU das Betreuungsgeld Anfang Dezember 2007 in ihr Grundsatzprogramm aufgenommen.

Der Koalitionsausschuss hatte sich bereits im Oktober geeinigt. Bis zum Jahre 2013 soll für jedes dritte Kind in Deutschland ein Krippenplatz zur Verfügung stehen. Dies bedeutet einen Ausbau der Plätze, vor allem im Westen, um zwei Drittel: von jetzt 250 000 auf 750 000 Krippenplätze.* Die Koalitionsvereinbarung enthält auch einen Rechtsanspruch auf Krippenbetreuung ab 2013. Und sie lässt einen Spielraum für ein Betreuungsgeld. Über die Einzelheiten dieser ›monatlichen Zahlung‹ ist noch nicht entschieden, allgemein wird aber über eine Höhe von 150 € pro Monat gesprochen. Diese Summe soll dann gezahlt werden, wenn auf den Rechtsanspruch auf außerhäusliche Betreuung verzichtet und stattdessen das Kind zu Hause betreut wird.

Das Betreuungsgeld ist eine radikal abgespeckte Variante des Erziehungsgehalts, das von Teilen der Grünen und der Linken gefordert wurde und wird (vgl. Stiegler 1999).

Im Folgenden wird das zentrale Argument für das Betreuungsgeld, die Wahlfreiheit zwischen Krippenplatz und Betreuung zu Hause, unter der Geschlechterperspektive analysiert.

* Selbst mit dieser Zielmenge verfehlt Deutschland immer noch die EU-Vorgaben. Staats- und Regierungschefs der EU-Länder hatten sich 2003 darauf geeinigt, dass im Jahr 2010 für 33 % der Kinder unter 3 Jahren Betreuungsplätze zur Verfügung stehen sollen.

Wahlfreiheit – ein schöner Schein

Im Zuge der Debatte um Krippenausbau und Betreuungsgeld wird die Wahlfreiheit gerade von CDU/CSU als Hauptargument des Themas vorgebracht. Familien – dahinter verbirgt sich aber in der Realität vor allem die Mutter – sollten die ›Wahlfreiheit‹ haben, ihr Kind in die Krippe zu geben oder es zu Hause zu betreuen. Diese Wahlfreiheit solle der Staat gewährleisten, in dem er zusätzlich zum Krippenausbau auch ein Betreuungsgeld einführt.

Eine echte Wahlfreiheit hat zwei Voraussetzungen: Zum einen müssen die zu wählenden Alternativen in gleichem Maße verfügbar sein und zum anderen müssen die positiven und negativen Folgewirkungen der Alternativen in einer gewissen Balance stehen.

Die erste Voraussetzung ist bezüglich der frühkindlichen Kinderbetreuung nicht gegeben. Nur für 7,8% aller Kinder im Westen, 39% im Osten, steht eine Betreuungsmöglichkeit zur Verfügung – die Wartelisten sind lang. Selbst mit dem Ausbau der Krippenplätze, den die Bundesregierung für 2013 geplant hat, wird laut Vereinbarung höchstens für ein Drittel aller Kinder ein außerhäuslicher Betreuungsplatz zur Verfügung stehen. Eine junge Mutter oder ein junger Vater können sich aber nur dann wirklich entscheiden, weiterhin berufstätig zu sein, wenn ein adäquater Betreuungsplatz vorhanden ist. Echte Wahlfreiheit gibt es also erst dann, wenn die Betreuungsalternativen für das Kind weder von der Region, in der man lebt, noch vom Wohnort, dem Geldbeutel oder von Hilfe durch Verwandte abhängen.

Das Betreuungsgeld soll die Attraktivität der privaten Fürsorgearbeit erhöhen und diese Leistung ›anerkennen‹. Dabei wird nicht beachtet, dass der Staat diese Arbeit bereits durch Ehegattensplitting und kostenlose Mitversicherung des Ehepartners mit Milliardenbeträgen unterstützt. An Mitteln fehlt es also nicht in der Aufwertung der privaten Betreuung, sondern vielmehr in der finanziellen Ausgestaltung der außer häuslichen Betreuung. Diese Form der Kinderbetreuung ist bislang quantitativ und qualitativ viel zu kurz gekommen und stellt bisher keine wirkliche Alternative für alle Eltern dar.

Des Weiteren lässt sich von Wahlfreiheit nur sprechen, wenn beide zu wählende Alternativen auch tatsächlich dieselben Auswirkungen haben und sich für alle Beteiligten positive und negative Folgen in etwa die Waage halten. Dies soll nun bezogen auf Mütter, Väter und Kinder hin untersucht werden.

Mütter

Durch das Betreuungsgeld wird für junge Mütter ein weiterer Anreiz gesetzt, zu Hause zu bleiben, anstatt – nach dem Elternurlaub – wieder in den Beruf zurückzukehren. Damit unterstützt das Betreuungsgeld tradierte Rollenbilder und das Alleinverdienermodell. Ein Betreuungsgeld ist überhaupt nur für die Mütter attraktiv, die entweder keine Erwerbsarbeit finden und mit staatlichen Sozialleistungen leben oder Mütter, die gar nicht auf ihren eigenen Verdienst angewiesen sind, weil der Vater des Kindes für die Absicherung sorgt. Die Folgen dieser Entscheidung für die zu Hause betreuenden Mütter sind dennoch negativ: geringere finanzielle Spielräume, die Abhängigkeit vom Unterhalt, den der Vater des Kindes zu zahlen hat, und die drohende Armut bei Scheidung oder im Alter.

Die Erweiterung der Krippenplätze hingegen schafft einen Anreiz, wieder einer Erwerbstätigkeit nachzugehen, und zwar für alle Mütter, unabhängig von dem Einkommen, das der Vater erzielt. International zeigen sich überall diesel-

ben Effekte: Wird der Krippenplatz- und Kindergartenausbau verstärkt vorangetrieben, erhöht sich die Anzahl erwerbstätiger Frauen mit Kindern. Die Entscheidung für eine Erwerbstätigkeit bringt für die Mütter eine eigene, bessere finanzielle Absicherung und eine Chance zur Selbstverwirklichung. Es ist bekannt, dass eine Erwerbsarbeit sowohl zu sozialer Integration führt als auch die Anzahl sozialer Beziehungen eines Menschen erhöht (Roßbach 2000). Darüber hinaus vermindert die eigene Erwerbsarbeit die Armutsrisiken nach Scheidung und im Alter.

Väter

Die Wahlfreiheit zwischen Krippenbetreuung und häuslicher Betreuung wird im Bezug auf Väter selten diskutiert. Schon hier zeigt sich die Norm traditioneller Arbeitsteilung, die dem Konzept des Betreuungsgeldes zugrunde liegt. Im Prinzip haben jedoch auch Väter mehrere Möglichkeiten: Sie können selbst ihr kleines Kind zu Hause betreuen und ein Betreuungsgeld in Anspruch nehmen, sie können es der Mutter des Kindes überlassen oder sie können es in eine Krippe geben. Entscheidet sich der Mann dafür, sein Kind zu Hause von der Mutter betreuen zu lassen, hat dies einige Vorteile für ihn. Die Hausfrau und Mutter wird ganz selbstverständlich neben den notwendigen Versorgungsarbeiten für das Kind, auch die Arbeiten, die durch den Mann im Haushalt verursacht werden, mit übernehmen. Damit vermehrt sich die sogenannte ›patriachale Dividende‹ (Connell 1999), d.h. der Vorteil, den Männer aufgrund der Tatsache, dass sie Männer sind, in vielen Bereichen im Vergleich zu Frauen immer noch haben. Ein weiterer Nutzen dieser Entscheidung für den Vater liegt darin, dass das Betreuungsgeld seine Unterhaltspflicht für die Mutter seines Kindes und das Kind selbst verringert.

Die Betreuung des Kleinkindes selbst zu übernehmen und die Erwerbsarbeit zu unterbrechen, ist für Väter nur in den seltensten Fällen eine wirkliche Option gewesen. Zu groß sind die Nachteile, denn neben denen, die auch die Mütter in Kauf nehmen müssen, kommt bei Vätern in der Regel noch der Verlust des im Verhältnis zur Mutter größeren Einkommens hinzu: Die 150 € Betreuungsgeld fallen demgegenüber überhaupt nicht ins Gewicht.

Mit der Entscheidung für die außerhäusliche Betreuung des Kleinkindes mindert sich für Väter die patriachale Dividende, dafür können sie aber mit einem größeren finanziellen Spielraum rechnen und sind von der Unterhaltspflicht gegenüber der Mutter entlastet.

Kinder

Kinder können in Kinderkrippen optimal gefördert werden. Bildungsangebote in der Vorschulzeit entscheiden weitgehend über den späteren Schulabschluss eines jungen Menschen, sie sind sogar wichtiger als klassische Einflussfaktoren wie das Einkommen der Eltern oder der Bildungsabschluss des Vaters (Büchel 1997). Förderung ist besonders für Kinder aus bildungsfernen Schichten und für Kinder mit Migrationshintergrund wichtig. Bei ihnen gibt es den größten Zusammenhang zwischen Frühförderung und späterer Schullaufbahn (Becker 2006).

Auch die finanzielle Lage von Kindern ist von Bedeutung. Kinder sind vor allem dann arm, wenn sie mit einer alleinerziehenden Mutter zusammenleben. Das Betreuungsgeld erhöht die finanziellen Mittel, es ist allerdings nicht sicher, dass sie auch für die Kinder ausgegeben werden. Wenn, wie beim Betreuungsgeld, die Gewährung dieser Mittel aber auch noch voraussetzt, dass die Kinder



Literatur

- Becker, R., Trempe, P. (2006): Auswirkungen vorschulischer Kinderbetreuung auf die Bildungschancen von Migrantenkindern. In: Soziale Welt, Band 57, H. 4, S. 397–418.
- Büchel, F., Spieß, K., Wagner, G. (1997): Bildungseffekte Vorschulischer Kinderbetreuung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 49, Heft 3, S. 528–539.
- Connell, R. (1999): Der gemachte Mann. Opladen: Leske und Buderich.
- Roßbach, Hans-Günther (2000): Entwicklungen im Kindergarten und in der Grundschule. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 3, S. 21–34.
- Stiegler, B. (1999): Mutter, Kind und Vater Staat – Geschlechterpolitische Aspekte des Erziehungsgehalts. Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn.

zu Hause bleiben, schlägt diese ›Wohltat‹ ins Gegenteil um: Die Kinder bleiben immer noch relativ arm und ihnen wird die mögliche Förderung vorenthalten.

Finanzielle Sicherheit von Vater und Mutter kommt dem Kind in doppelter Hinsicht zugute: Die materiellen Bedürfnisse des Kindes sind besser abgesichert und seine emotionalen Bedürfnisse können von entspannten Eltern besser wahrgenommen werden. Die Bindung zur Mutter oder zum Vater wird durch den Besuch einer Kinderkrippe nicht entscheidend beeinträchtigt.

Zwar ist es wichtig, dass diese Bindung stabil ist, dies muss aber nicht über permanentes Beisammensein geschehen. Wichtiger ist die so genannte ›Quality-time‹, Zeit also, in der sich Eltern und Kinder nicht nur an einem Ort aufhalten, sondern sich tatsächlich miteinander beschäftigen (Roßbach 2000). Und auch andere Bindungen werden schon im frühesten Kindesalter wichtig. So zeigen Kleinkinder schon mit wenigen Monaten das Bedürfnis nach sozialen Kontakten, gerade auch zu anderen Kindern. In einer Krippe kann diese soziale Kompetenz gefördert und gestaltet werden.

Ausblick

Private und öffentliche Betreuung von Kleinkindern sind keine echten Alternativen, weder für Mütter, noch für Väter oder Kinder. Ein vorsorgender Sozialstaat hat demnach eher die Aufgabe, bislang private Arbeit umzustrukturieren, anstatt sie zu alimentieren.

Zu einer solchen Umstrukturierung gehört, dass die staatlichen Mittel in die Objektförderung fließen: beitragsfreie Kindergartenplätze, Ausbau der Kindertagesstätten, Ganztagschulen. Diese Umstrukturierung wird mit der Stärkung der sozialen Rechte verbunden: einem gesetzlichen Anspruch auf einen Kinderbetreuungsplatz. Konzepte wie das Erziehungsgehalt oder das Betreuungsgeld alimentieren oder finanzieren die heutigen Formen der frühkindlichen Betreuung im Privaten. Das Betreuungsgeld, auch wenn es nur als eine Alternative zum Recht auf einen Krippenplatz und zum Ausbau der Betreuungsplätze gedacht ist, ist ein Schritt in die Retraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse. Es ist keine Bezahlung der Arbeit, denn sie wird weder geregelt noch gemessen. Die vermeintliche Aufwertung der privaten Betreuungsarbeit durch ein Taschengeld von 150 € für einen Arbeitstag mit nicht selten 20 Stunden kehrt sich eher in eine Abwertung dieser Arbeit um. Über die Finanzierung eines Erziehungsgehaltes, das die private Arbeit mit einer Erwerbsarbeit gleichstellen will, gibt es keine realistischen Vorschläge. Aber selbst, wenn die hohen Summen staatlich aufgebracht würden, würde weder die Privatheit noch die geschlechtsspezifische Zuweisung dieser Arbeit aufgehoben. Jede Form der staatlichen Finanzierung privater Arbeit verhindert die Chancengleichheit der Geschlechter.

Gewisse Teile der Hausarbeit werden und sollen allerdings auch in Zukunft im privaten Raum verbleiben. Sie sind aber weder geschlechtsspezifisch zuzuweisen noch als solche zu bezahlen. Vielmehr müssen, damit dieser verbleibende Teil geleistet werden kann, die Regelungen in der Erwerbsarbeit verändert werden. Mittels Arbeitszeitverkürzungen für die Fürsorgearbeit im Privaten, Flexibilisierung der Arbeitszeit nach diesen Bedürfnissen und mit einem Männerbild, das Fürsorgearbeit einschließt, könnten Väter und Mütter die Möglichkeit bekommen, sich im Beruf zu verwirklichen, ihren Kindern und sich selbst finanzielle Sicherheit zu schaffen und dennoch genügend Zeit mit ihren Kindern zu verbringen.

Dr. Barbara Stiegler ist Leiterin des Arbeitsbereiches Frauen- und Geschlechterpolitik in der Abteilung Wirtschafts- und Sozialpolitik der Friedrich-Ebert-Stiftung. Sie referierte auf der von der Gleichstellungskommission organisierten ersten ›Gender Mainstreaming‹-Tagung (2002) an der Bergischen Universität Wuppertal.





Kinderfreizeiten 2008

In den Sommer- und Herbstferien 2008 bietet das Gleichstellungsbüro wieder ein interessantes und abwechslungsreiches Betreuungsprogramm für schulpflichtige Kinder von 6 bis 12 Jahren an.

Nähere Informationen erhalten Sie auf unserer Homepage: www.frauen.uni-wuppertal.de/projekte

Die Termine:

Sommer

30.06. – 04.07.2008 Kanutrainig Beyenburg
 07.07. – 11.07.2008 Kanutrainig Beyenburg
 14.07. – 18.07.2008 Rund um die Uni
 04.08. – 08.08.2008 Rund um die Uni

Herbst

06.10. – 10.10.2008 Unihalle

VÄTER ZEIT

Eine Ausstellung des Lehr- und Forschungsgebietes
Inszenierte Fotografie, Prof. Susan Lamer und den
Wuppertaler Dreischstellungsbeauftragten:
BARMER, Bergische Universität, Bergische VHS,
BG Bw, Finanzamt Elberfeld, Polizei Wuppertal,
Stadtparkasse, Stadt Wuppertal

Bergische Universität Wuppertal
7. Mai – 7. Juni 2008*
Universitätsbibliothek, BZ 07
Gaußstraße 20, 42119 Wuppertal

Öffnungszeiten:
Montag bis Donnerstag 8.00 – 22.00 Uhr
Freitag 8.00 – 20.00 Uhr
Sonntag 10.00 – 16.00 Uhr

*Die Ausstellung ist an gesetzlichen Feiertagen, Feiertagen und an besonderen Tagen nicht zu besuchen.

